

**Bernhard Achterberg:
ANGST — ERFAHRUNG**

Wir entdecken uns selbst! — Seit einigen Jahren wächst in Deutschland eine Tendenz heran, die sehr bemerkenswert ist. Es betrifft vor allem die „Linke“. Wir finden es unter Studenten und Lehrlingen, in Wohngemeinschaften, Schulungsgruppen und Arbeiter-Zirkeln. In westeuropäischen Ländern und — noch deutlicher — in Skandinavien ist das anders: dort ist diese Kraft beinahe selbstverständlich. Worum geht es? Ganz einfach — Immer mehr von uns sind nicht bereit, sich länger allein mit Sprüchen, Theorien und Disziplin abspesen zu lassen. Politischer Kampf? — Klar! Politische Organisation? — Gewiß! Aber in einer Organisation, die für die Befreiung der Menschen kämpft, soll es nicht so zugehen, wie im Betrieb oder der Kaserne!

Wir beginnen, uns selbst auf einmal ernst zu nehmen: Außer den Zielen der Organisation gibt es auch noch unsere eigenen Wünsche, Hoffnungen und Ängste. Wir merken es auf einmal, wenn uns „linke“ Autoritäten genauso einschüchtern wie alle anderen. Und wir erkennen, daß ein Teil dieses Problems eben wir selbst sind, etwa in unserer Angst.

Aber sobald wir unsere Augen öffnen, unsere eigene Situation zu sehen beginnen, fangen die Schwierigkeiten gerade erst richtig an. Es geht ja nicht nur um das, was andere mit uns machen. Sondern genauso müssen wir fragen, was wir so alles anrichten, ohne es zu merken. Wenn Du mit Deiner Freundin (Deinem Freund) was unternehmen willst, wer entscheidet meistens, was gemacht wird? Wenn ihr mit dem Wagen wegfahrt, wer sitzt am Steuer? (Ach — die Freundin hat keinen Führerschein? Warum wohl?) Oder wie ist das mit den jüngeren Geschwistern? Nimmst Du sie so ernst, wie Du in ihrem Alter ernst genommen werden wolltest? Wieviel alte Ängste, alte Vorurteile stecken in uns drin! Dagegen anzugehen, ist eine harte, aber nötige Arbeit.

Die Bücher von Dieter Duhm, besonders „Angst im Kapitalismus“ können dabei weiter helfen. Und auch dieser Aufsatz soll für diese Arbeit, diese Wiederentdeckung von uns selbst etwas beitragen. Uns selbst ernst nehmen heißt, unsere Erfahrung von uns selbst wahrzunehmen und zu verarbeiten. Zum Nachdenken über unsere Erfahrungen soll dieser Aufsatz etwas beitragen.

1. Ein paar Worte zur Psychoanalyse

Auf der Suche nach Gedanken, Theorien oder Erklärungsmodellen, die unserer Selbsterkenntnis weiterhelfen, treffen wir immer wieder auf die Psychoanalyse. Auch Duhm bezieht sich ja darauf. Das ist auch klar. Denn die Psychoanalyse ist der größte und wichtigste Versuch, das Verhalten und Erleben des Einzelmenschen zu erklären.

Aber es ist sehr wichtig, daß wir nicht bei der psychoanalytischen Theorie stehen bleiben. Duhms Bücher sind ja genau ein wichtiger Versuch, darauf weiter aufzubauen. (Auf die theoretische Auseinandersetzung soll hier nicht ausführlich eingegangen werden. Einige wichtige Bücher zu dem Thema findet Ihr am Schluß dieses Aufsatzes unter Anmerkung). Hier sollen einige weitere Gedanken genannt werden.

1.1. Wer bin ich?

Die meisten haben schon irgendetwas über Psychoanalyse gelesen. Und immer

wieder sind wir verblüfft, wie logisch und überzeugend das ist. Und immer wieder wollen wir das Gelernte anwenden, und zwar entweder auf uns oder auf unsere Freunde, Bekannten, Genossen, usw. Genau hierin liegt aber eine sehr große Gefahr, besser gesagt, zwei Gefahren gleichzeitig. Zum einen können wir dieses Wissen (oder Halbwissen) sehr oft zerstörerisch einsetzen.

Beispiel: Ein Mädchen und ein Junge sind noch nicht sehr lange zusammen. Er möchte nun gerne mit ihr vögeln, sie möchte es zumindest noch nicht. Er „erklärt“ ihr: Du hast ja nur Sexualängste, die aus der beschissenen und repressiven Erziehung Deiner Eltern stammen. Du mußt Dich davon befreien! — Da sie erstens die Beziehung zu ihm nicht zerbrechen will und zweitens vor diesem grandiosen Wissen kapituliert, setzt er seinen Willen durch.

Hier wird das angebliche Wissen direkt zur eigenen Machtausübung benutzt. Es geht ja gar nicht darum, daß die beiden vögeln. Klar sollen sie. Aber nur dann, wenn beide es ehrlich und von selbst wollen. Außerdem ist seine naive Interpretation sowieso Quatsch. Ihr Zögern kann tausend Gründe haben, vielleicht hat seine Zudringlichkeit viel mehr damit zu tun als die Erziehung der Eltern. Kein Mensch will andererseits so tun, als ob es Sexualangst (auch durch Erziehung) nicht gäbe. Aber der Freund ist kein Therapeut, und wenn ich dem anderen immer das „aufdecke“, was er (oder sie) nach **meinen** Wünschen denken soll, dann ist die Sache oberfaul.

Ein weiteres Beispiel: „Ich hab da gerade in dem Buch von Freud (oder Reich, oder sonst wem) etwas über Sadismus und Masochismus gelesen. Und da hab ich gemerkt, daß das ganz genau bei mir stimmt. Vielleicht nicht so extrem, aber wenn ich an meine Träume denke...“ Der Bekannte, der mir das erzählt hat, wurde danach immer unsicherer. Er vergrub sich in der Vorstellung, daß mit ihm „etwas nicht stimmt“

Hier wirkt dieses Halbwissen offenbar selbstzerstörerisch. Es ist ja gerade so, daß die Verhaltensweisen, mit denen sich die Psychoanalyse befaßt, bei allen Menschen vorhanden sind (allerdings treten sie verschieden deutlich in Erscheinung). Das ist ja das Wichtige an der Psychoanalyse, daß sie die Grenze zwischen „verrückt“ und „normal“ als unsinnig entlarvt hat. Jeder von uns hat Wünsche, Vorstellungen und teilweise Verhaltensweisen, die man als „verrückt“ bezeichnen würde, wenn sie zu deutlich würden. Eine andere Frage ist, wie es dazu kommt, warum sich diese Verhaltensweisen entwickeln. Bei dieser Frage dürfen wir gerade nicht bei den „klassischen“ Lehren der Psychoanalyse stehen bleiben, sondern müssen auch, wie Duhm und andere es begonnen haben, die Rolle, die die Gesellschaft dabei spielt, betrachten.

Aber ich habe von zwei Gefahren gesprochen. Bisher wurde — in den Beispielen — nur gezeigt, daß man psychoanalytisches Wissen oder Halbwissen als üble Waffe gegen andere oder gegen sich selbst benutzen kann. Aber wieso geht das eigentlich? Weil wir mit diesen Theorien leicht in Gefahr kommen, uns und anderen etwas einzureden. Auf einmal soll dann nicht mehr stimmen, wie ich mich erlebe, sondern irgend ein anderer (oder eine Theorie) sagt mir, was ich gefälligst zu erleben habe. Denken wir an das Mädchen im ersten Beispiel. Sie hat ein ganz klares Gefühl und Bedürfnis: Sie will im Moment **nicht** mit dem Jungen vögeln.

Wenn ihr jetzt erzählt wird, das bist Du ja garnicht, das ist irgendetwas in Dir, — dann wird sie ihrer eigenen Erfahrung nicht mehr trauen. Sie läßt sich einquatschen: mit dir ist „etwas los“.

Diese Gefahr ist fast noch größer. Wenn jemand mit irgendeiner Theorie ankommt und besser als Du selbst wissen will, was in Deinem Kopf passiert. Die allereinfachste Erfahrung, die grundlegend ist, lautet erstmal: ich bin ich. Diese Sicherheit, daß ich eine Person bin, ein „Subjekt“, ist das allerwichtigste. Wenn ich sie verliere, liefere ich mich völlig an fremde Mächte aus. Auch jede Form von echter Solidarität, von Gemeinschaft ist nur möglich, wenn erstmal jeder sich selbst anerkennt. Denn wie soll man sonst den anderen ernst und wichtig nehmen, ihm vertrauen, wenn man all das nicht mit sich selbst kann?

Um es nochmal zu betonen: Die Theorien der Psychoanalyse sind wohl das Wichtigste, was die Lehre vom Menschen im bürgerlichen Wissenschaftsbetrieb hervorgebracht hat. Viele wichtige Erkenntnisse über unsere Situation verdanken wir ihr. Aber wir dürfen uns keiner Theorie so ausliefern, daß wir uns etwas auf-quatschen lassen, oder daß wir das Vertrauen in unsere eigene Erfahrung verlieren.

1.2. Wer bist Du?

Es gibt noch ein weiteres Problem, wenn wir uns blind, ohne jede Kritik der Psychoanalyse anvertrauen: Wenn wir — wie das in der „klassischen“ Psychoanalyse üblich ist — unsere Entwicklung als eine Entwicklung von „Trieben“ betrachten, dann vergessen wir leicht, welche große Rolle in unserer Entwicklung unsere Mitmenschen spielen. Gewiß hat schon Freud immer wieder die Bedeutung der Familie, besonders der Eltern betont. Dennoch sah er als wichtigstes Gesetz der Entwicklung die Entfaltung der Triebe an, die von ihm als angeboren aufgefaßt wurden. Nun kann keiner leugnen, daß es diese Wunschregungen, die er als Triebe bezeichnet hat, gibt. Aber entscheidend für unsere Erfahrung ist, daß diese Triebe nie im luftleeren Raum wirken, sondern immer auf ein bestimmtes Ziel gerichtet sind. (Dadurch, daß Freud die bestimmte Person, an die sich unsere Wünsche richten, als „Triebobjekt“ bezeichnete, kann man sehen, wie sehr für ihn der Trieb im Mittelpunkt stand.) Wir sehnen uns als Kleinkind eben nicht nach „Wärme, Zuwendung“ usw., sondern nach der Zuwendung von ganz bestimmten Leuten, etwa der Mutter oder dem Vater). Und es sind die Erfahrungen, die wir mit diesen Personen machen, die unsere Entwicklung bestimmen. Insofern sind die „Triebe“ nur so allgemeine Voraussetzungen unseres Menschseins wie vielleicht Augen, Ohren oder Hände.

Warum ist dieser Gedanke wichtig? — Die Erfahrung, von der im vorigen Abschnitt die Rede war, ist in allererster Linie bezogen auf das, was zwischen den Menschen vorgeht. Ich erlebe mich durch meine Begegnung mit anderen. Den Einzelnen, losgelöst von der Gesellschaft, gibt es nicht. Nicht nur für Essen, Kleidung und Wohnen bin ich auf die Gesellschaft angewiesen, sondern auch die Sprache, in der ich meine Gedanken fasse, entstammt der Gesellschaft. Jegliches Bild, das ich von mir habe, kann ich nur in der gesellschaftlichen Erfahrung gelernt haben. Die Psychoanalyse — so, wie sie bisher überwiegend verstanden wurde — setzt dagegen ein sehr individualistisches Bild vom Menschen. Wenn da von

„Triebchicksalen“ die Rede ist, dann kann man eben nur an den Einzelnen denken, der da nach einer biologischen Zeituhr „abläuft“.

In diesem Punkt und in dem nächsten unterscheidet sich wohl meine Betrachtung etwas von der, die Dieter Duhm in „Angst im Kapitalismus“ aufzeichnet. Vielleicht ist es nur ein Unterschied in der Betonung, aber es scheint mir doch zu sehr wichtigen Betrachtungen zu führen. Darum möchte ich das hier am Beispiel der Sexualangst verdeutlichen.

Duhm schreibt: „Auch die Sexualangst ist Autoritätsangst. ... Wenn ein Mann Angst hat vor einer Frau, dann kann er bei einer genaueren Selbstbeobachtung erkennen, daß es gar nicht die konkrete Frau ist, vor der er Angst hat, sondern daß die Frau sich für ihn verwandelt hat in ein verklärtes, überlegenes, strafgewaltiges Wesen. Er hat einfach die verinnerlichte sexualfeindliche Autorität der Eltern auf die Frau übertragen. Dem irrationalen Charakter der Angst entspricht die Irrationalität der so überhöht erlebten Frau.“ (S. 19) Und auf derselben Seite steht noch eine Anmerkung zu dieser Passage, von der ich auch einen Teil zitieren möchte, weil dort nämlich genau das angedeutet wird, worauf ich hinaus will: „Im übrigen können Autoritätsangst und beispielsweise Sexualangst durchaus dasselbe sein, nur wurden bei der Namensgebung zwei verschiedene Aspekte der Angst herangezogen: Bei der „Sexualangst“ der Triebbereich, mit dem die Angst verbunden ist, bei „Autoritätsangst“ die soziale Beziehung, in der die Angst erworben wurde und in der sie immer neu erlebt wird.“ (S. 19)

Es ist ja schon deutlich geworden, daß mein Hauptthema bei diesen Fragen der Selbsterkenntnis (am Problem der Angst) die Erfahrung ist. Darum will ich auch einfach bei meiner Erfahrung ansetzen. Ich habe es einigemal erlebt, daß ich mit Mädchen oder Frauen einen sehr engen freundschaftlichen Kontakt hatte und daß ich dann selbst den Wunsch nach größerer Nähe spürte (Zärtlichkeit, sexuelle Begegnung), aber diesen Wunsch nicht auszudrücken wagte. Typischer Fall von Sexualangst. Ich behaupte auch nicht, daß Dieter Duhms Erklärung da falsch oder unwichtig ist. Ich erlebe aber etwas anderes: Die Angst, von einem ganz bestimmten, lebendigen Menschen abgelehnt zu werden. Ich fürchte, daß sie sich zurückzieht und dann nicht einmal die freundschaftliche Beziehung erhalten bleibt. Und damit habe ich jetzt eine neue Erfahrung gemacht. Das Hin- und-HerGeschüttelt-Werden bei dem Gedanken: Sag ich ihr, was ich empfinde, oder lieber nicht? erlebe ich als angstvoll, einengend, quälend. Die Zurückhaltung dagegen — also: sie will offenbar einen freundschaftlichen Kontakt, o. k., ich stelle mich darauf ein; ist ja auch ganz schön — erlebe ich als sicher und angenehm. Ich habe etwas dazu gelernt. Und egal, was in meiner frühen Kindheit passiert ist: Diese Erfahrung prägt mein weiteres Verhalten.

Um nicht falsch verstanden zu werden: Der letzte Satz soll nicht heißen, daß es allgemein unwichtig wäre, sich mit den ganz frühen, ganz tiefen Erfahrungen zu befassen. Die halte ich genauso für wichtig, wie Dieter Duhm es tut. Aber die erklären eben längst nicht alles. Meine Erfahrung ist aktuell, ist lebendig. Sie geschieht täglich neu. Und das ist eben auch wichtig!

Dieter Duhm hat mit dem letzten Satz der Anmerkung, den ich eben zitierte, ein ganz wichtiges Signal gesetzt. Aber er konnte das, was er dort gefordert hat,

nur teilweise einlösen. Dieser Aufsatz ist ein Stück weiterer Arbeit an dem Punkt. Ich möchte die Gedanken dieses Abschnittes nochmal in drei Sätzen zusammenfassen:

— **Was ich bin, wie ich mich erlebe, welches Bild ich von mir habe, all das wird bestimmt von meiner sozialen Erfahrung. Also davon, daß ich in der Gesellschaft lebe (anders könnte keiner von uns Existieren) und daß ich die Gesellschaft erlebe (also tatsächlich und ganz real erfahre, in der Begegnung mit realen Menschen). Diese Erfahrung — diese gesellschaftliche Erfahrung! — ist der Ausgangspunkt jeder Betrachtung und Bestimmung meiner (gesellschaftlichen!) Existenz.**

— **Meine gesellschaftliche Erfahrung findet immer statt. Die frühe Kindheit ist nicht das allein Entscheidende, sondern nur eine Phase von Erfahrungen, die besonders tief „unter die Haut“ gingen. Ich erfahre mich selbst dadurch, daß ich immer wieder neue, aktuelle Erfahrungen mit realen Menschen mache.**

— **Meine wirkliche Erfahrung von der Gesellschaft (also etwas anderes als angelesenes Wissen) geschieht fast ausschließlich in der Begegnung mit realen, einzelnen Menschen. Da diese Anderen aber — genau wie ich selbst — in Ehren Möglichkeiten begrenzt sind durch die Bedingungen, unter denen sie leben, ist es gesellschaftliche Wirklichkeit, was ich erfahre. Ein schönes Beispiel in dem Theaterstück „Mannomann“: „Der Chef, der brüllt den Krause an, der Krause brüllt den Vati an, der Vati brüllt die Mutti an, — und Mutti schimpft mit uns...“**

Alle weiteren Gedanken dieses Artikels werden im Wesentlichen Anwendungen und Folgerungen sein, die sich aus diesen drei Gedanken ergeben. Unter anderem will ich versuchen (im Abschnitt 3), von diesem Punkt ausgehend die psychoanalytischen Begriffe neu zu beleuchten. Ich meine nämlich, daß diese Begriffe sehr wertvoll sein können, wenn es gelingt, sie mit unserer eigenen Erfahrung in Beziehung zu setzen.

Zugleich wird aus diesen drei Gedanken auch klar, wo die Gemeinsamkeiten zwischen der Arbeit von Dieter Duhm und diesem Aufsatz liegen, und wo Unterschiede sind. Wenn Duhm schildert, wie im Kinde die Realangst durch Verdrängung übersetzt wird in neurotische Angst, dann geht er sehr stark von den ganz realen Erfahrungen des Kindes aus. Es sind die übermächtigen Eltern, die von dem Kind auch als solche erlebt werden, deren Bild wir im Autoritätskonflikt wiederfinden. Soweit stimme ich Duhm durchaus zu, gewiß will ich die Bedeutung der frühen Erfahrung nicht leugnen. Aber für mich findet diese **reale Erfahrung von Gesellschaft immer auch aktuell** statt. Und die Bedeutung dieser aktuellen Erfahrung scheint mir bei Duhm etwas zu kurz zu kommen.

Diese aktuelle Erfahrung ist natürlich auch für die politische Orientierung sehr wichtig. Was heißt der alte Satz von Brecht: „Die Wahrheit ist konkret!“ was bedeutet er für uns?

Den Kapitalismus kann man nicht herumlaufen sehen. Man kann ihn nicht anfassen man kann ihn gar nicht erfassen. Ich erlebe aber, was mir am Arbeitsplatz verboten ist, was ich machen muß. Ich erlebe den Wasserwerfer der Polizei (in Frankfurt nur noch mit Tränengas). Ich erlebe, wie ausländische Arbeiter abge-

schoben werden, oder in was für Quartieren sie eingepfercht werden. Ich erlebe, wie alles teurer wird und ich mit dem Geld nicht mehr hinkomme.

Es ist erst der zweite Schritt, all diese Erfahrungen in meinem Kopf zusammenzufassen und dabei an „Kapitalismus“ zu denken. Der erste Schritt ist die reale Erfahrung.

II. Existenzangst — die Angst, überhaupt auf der Welt zu sein

Einer der Abschnitte in „Angst im Kapitalismus“, die mir am wenigsten gefallen, ist der über „Existenzangst“ (S. 20 f). Ich finde, daß er dort sehr einfach vorgeht, wenn er alles in den Kasten der neurotischen Angst-Entstehung packt. Und dann macht er einen Sprung und setzt den Marx'schen Begriff der „Entfremdung“ ein. (Darauf kommt er zwar noch einmal zurück, jedoch bleibt der von ihm benannte Zusammenhang für mich unbefriedigend). Ich glaube eigentlich auch, daß Angst etwas mit Entfremdung zu tun hat (siehe unten), aber ist damit alles Wichtige gesagt?

Vielleicht ist ein Teil des Problems darin zu suchen, daß nicht erkennbar wird, aus welchem Erfahrungshintergrund heraus Duhm schreibt. Dadurch wird es unmöglich, daß ich meine Erfahrungen mit seinen vergleiche, meine Erfahrungen an seinem Buch messe. Andererseits ist dies Problem sehr schwer zu lösen. Um wirklich über meine Erfahrungen ungeschützt sprechen zu können, muß ich dem Gesprächspartner sehr stark vertrauen können. Ich kenne die Leser dieses Aufsatzes so wenig, wie Duhm die seines Buches. Daß dieses Vertrauen nötig ist, weiß wohl jeder aus eigener Erfahrung. Niemand geht gern auf die Straße und offenbart seine innersten Probleme. Warum dies so ist, warum wir Angst vor dieser Offenheit haben, das ist eine Frage, die schon genau in unser Thema gehört. Ich will hier versuchen, wenigstens ansatzweise von meinen Erfahrungen auszugehen und diese Erfahrungen zu vermitteln. Dann kann ich dies mit anderen Erfahrungen vergleichen und diejenigen, die diesen Artikel lesen, können es mit ihren eigenen Erfahrungen in Beziehung setzen.

R.1. Existenzangst als Erfahrung

Mich hat die Existenzangst und alles, was darüber gesagt wurde, immer sehr beschäftigt. Ich habe das bei vielen Gesprächspartnern als etwas sehr wichtiges erlebt. Von mir selbst kenne ich — aus mehreren Situationen — Gefühle, die wohl etwas damit zu tun haben:

Das Gefühl völliger Einsamkeit. Das Gefühl, daß mich keiner einfach so akzeptiert, ohne daß ich mir das „verdienen“ muß. Das Gefühl, daß ich mich an niemanden wenden kann, wenn ich verzweifelt bin.

Aus diesen Gefühlen, die ja alle irgendwie um „Einsamkeit“ kreisen, entsteht manchmal das Gefühl, es ist alles sinnlos, was ich tue, oder der Wunsch zu sterben. Wenn ich solche Gefühle erlebe, dann geben sie „durch und durch“. Es ist sehr schwer, sich dagegen zu wehren. Ich habe mir aber auch abgewöhnt, dagegen vor zu gehen. In solchen Situationen habe ich das Bedürfnis, wenigstens mir selbst gegenüber ganz ehrlich sein zu können. Ich erlebe meine Gedanken und Gefühle und versuche, Klarheit über mich zu gewinnen.

Einen weiteren Bereich muß ich noch ansprechen: **Ich bekomme von Freunden erzählt, wie** sie von ihren Eltern terrorisiert werden. **Ich erfahre** von einem Mädchen, das von ihrem Freund geschlagen wird. Ich lese **in der Zeitung, wie** in Chile, Iran, Griechenland oder einem anderen Staat Menschen gefoltert werden. Berichte über Vergewaltigungen oder Kindesmißhandlungen, — Bei all diesen Situationen erlebe ich eine sehr tiefe Verzweiflung, eine Angst vor der Brutalität der Menschen. Übrigens gar nicht vor allem die Angst, daß mir das geschehen könnte. Es ist mehr das Entsetzen vor dem, was dem Schwächeren angetan wird. Ein Gefühl: Wie kann eine Menschheit weiterbestehen, in der das möglich ist?

Manchmal erfahre ich allerdings noch eine andere Quelle dieser Angst. Wenn ich Gewalt erlebe, oder davon höre, dann möchte ich manchmal Rache nehmen. Dann möchte ich dem sadistischen Polizisten oder dem chilenischen Folterknecht dasselbe antun, was er tut. Dabei habe ich gelegentlich erlebt, daß ich mich in diese Vorstellung hineinsteigern kann. (Aus vielen Gesprächen habe ich von anderen ähnliches erfahren.) Die Möglichkeit in mir, brutal zu sein, verletzen zu wollen, erzeugt in mir eine starke Angst und Betroffenheit: Das Gefühl, ich könnte fähig sein, andere absichtlich zu verletzen. Die absichtliche Verletzung erlebe ich als Zerstörung der Möglichkeit, zusammen zu sein, zu lieben, solidarisch zu sein.

(Hoffentlich verwechselt jetzt niemand das, was ich eben sagte, mit der leidigen „Gewalt-Debatte“. Wenn bei Demonstrationen, im Kampf gegen Tariferhöhung der Straßenbahn oder gegen Häuser-Räumung Barrikaden gebaut werden oder Steine geworfen, dann ist das Ziel ja nicht, bestimmte Personen zu verletzen, sondern bestimmte Rechte oder Positionen zu erhalten.)

Ein dritter Bereich von Erfahrungen, die ich als Existenzangst erlebe, ist die Angst vor der Vernichtung der Erde. Die Ostsee ist schon als „sterbend“ bezeichnet worden. Vor fünf Jahren schon erlebte ich selbst, wie riesige Quallenströme das Wasser völlig ausfüllten. Das Gleichgewicht war schon zerstört, das Ende des Lebens, der Selbstheilungskraft des Meeres ist absehbar. Auf den Ozeanen liegen endlose Ölfilmte Sie vernichten Vögel, Seetiere und Pflanzen. Sie zerstören zugleich den Verdunstungszyklus, von dem unser Leben abhängt. Unsere Flüsse sind stinkende Kloaken. Neulich war ich an der Rhume (am Harz), die als große reine Quelle schon gleich ein stattliches Flößchen ist. Noch nicht einen Kilometer weiter unten setzt sich eine Papierfabrik breit-ärschig auf den Fluß und verpestet ihn mit trübem Chemie-Schaum.

Die Versorgung mit den beiden wichtigsten Lebensgütern Energie und Wasser — alles andere, auch Nahrung, hängt davon ab — wird zum wachsenden Problem. Wann gelingt es, der Tollheit des Spätkapitalismus, der wahnsinnigen Vernichtung der Erde, ein Ende zu machen? Was ist dann noch übrig, was noch zu heilen? Ich bin jetzt fast 30 Jahre. Wie werde ich in 30 Jahren leben? Viele meiner Freunde haben Kinder, die ich sehr gern mag. Wo sollen sie in 50 Jahren hin?

11.2. Aus Erfahrung lernen

Ich habe betont, daß wir bei unserer eigenen Erfahrung **ansetzen** müssen. Das heißt nicht, daß wir dabei stehen bleiben sollen. Der nötige zweite **Schritt** ist,

unsere Erfahrungen zu vergleichen, zu prüfen, was von ihnen zu verallgemeinern ist, und Konsequenzen für unser Handeln zu ziehen. (Es geht eben nur darum, diesen zweiten Schritt nicht zu tun, ohne meine eigene Erfahrung überprüft zu haben.)

In diesem Sinne will ich jetzt vorgehen. Die drei von mir genannten Erfahrungsbereiche waren: Isolationsangst, Aggressionsangst und Angst vor der Vernichtung der Erde.

In den nächsten Abschnitten dieses Kapitels will ich versuchen, diese Bereiche näher zu betrachten: sie mit anderen Erfahrungen zu vergleichen, Fragen nach den Ursachen zu stellen, Konsequenzen zu ziehen.

11.3. Angst und Identität

Vielleicht ist eine Form der Angst, die jenen genannten Einsamkeitserlebnissen ähnelt, die Angst, „nicht dazu-zu-gehören“. Ich habe weiter oben schon angesprochen, daß beinahe alles (oder überhaupt alles), was für uns wichtig ist, von der Gesellschaft abhängt. Jeder Gedanke baut auf der gesellschaftlich vereinbarten Sprache auf, die wir lernten. Als ein besonderer erlebe ich mich, indem ich den anderen Menschen mir gegenüber sehe. Für den Menschen ist prinzipiell keine andere Existenz als eine gesellschaftliche denkbar. Wenn wir das im Auge behalten, dann verstehen wir vielleicht besser, warum uns die Angst ausgeschlossen zu sein, so bedrohlich erscheint. Und jetzt können wir uns fragen: Was tue ich alles — gegen meine Überzeugung oder gegen meinen Wunsch — nur aus dem Grunde, daß ich (von Freunden, von einer Gruppe...) anerkannt sein will? Warum kann ich jemandem, den ich an sich mag, nicht sagen, daß ich im Moment keine Lust habe, ihn zu sehen? Worin besteht meine Angst, im Seminar, in der Schulklasse oder auf der Gruppensitzung etwas zu sagen? Und warum fühle ich mich hinterher mies, wenn ich nichts gesagt habe? Wieviel Mist machen wir, bloß weil wir glauben, daß „die Andern“ es von uns erwarten (in Wirklichkeit geht es denen vielleicht genauso)?

Es geht also immer wieder um den Platz, den wir als „Dazugehörigkeit“ erleben, und den wir unter allen Umständen zu verteidigen suchen.³⁾ Oft verteidigen wir ihn dadurch, daß wir andere beiseite drängen, herabsetzen, „fertig-machen“. Oft müssen wir, um nicht abgelehnt zu werden, unsere Gefühle unterdrücken. Wir unterwerfen uns bestimmten Spielregeln, wir sind zum großen Teil nicht ehrlich. Auf der anderen Seite können wir uns unsere Möglichkeiten, etwa mit anderen gemeinsam zu tun, mit anderen zusammen zu sein, kaum anders sichern. Für die Einschränkung, die Unehrllichkeit werden wir belohnt, dadurch daß wir unsere soziale Position halten können, dadurch daß wir als Gesprächspartner akzeptiert bleiben.

Dieter Duhm hat schon (in „Angst im Kapitalismus“ und an anderen Stellen) versucht, die zwischenmenschlichen Erfahrungen anzuwenden auf das Leben in politischen Gruppen. Da scheint mir gerade der hier angesprochene Gedanke eine wichtige Ergänzung zu sein. Die starke Angst davor, sich von der Gruppe zu trennen, oder ausgeschlossen zu werden (sei es im organisatorischen Sinne, sei es auch nur im Sinne einer Isolation), ist oft wichtiger als alles, was man an der Gruppe auszusetzen hat. Ist es vielleicht sogar so, daß ziemlich sektiererische Gruppen

zugleich besonders hohe äußere Forderungen (Zeit, Geld) an ihre Mitglieder stellen und besonders starkes Gruppen- und Zugehörigkeitsgefühl vermitteln?

Wenn ich die Bedeutung der Zugehörigkeit, des „in-Seins“ so betone und sage, daß unsere ganze Existenz davon abhängt, dann wäre zu fragen, ob dies Problem sich zu allen Zeiten für alle Menschen gleich stellt, ob es also sozusagen zum Mensch-Sein schlechthin gehört. Dies sind aber zwei Fragen in einer! Zum einen ist wohl festzustellen, daß alles, was wir als „Menschen“ bezeichnen, seit Beginn der Vorgeschichte, notwendig gesellschaftlich bestimmt war und nur so existieren konnte. Man kann die berühmten „Wolfskinder“ nicht als Gegenbeispiel nennen. Denn erstens haben alle bekannten Fälle die ersten Monate ihres Lebens - oder sogar die ersten ein bis drei Jahre! — unter Menschen verbracht, und zweitens ist wirklich zu fragen, ob wir ein Leben ohne Sprache (auch Taubstumme denken meines Wissens sprachlich, haben also Sprache), ohne Verwendung der geschichtlichen Erfahrungen als Form menschlicher Existenz bezeichnen wollen oder können. Es ist durchaus auch so, daß in allen Kulturen, über die ich etwas gelesen habe, das „Dazugehören“ durch ganz bestimmte Regeln gesichert ist. Das krassste Beispiel ist wohl der „Tabu-Tod“, den es bei etlichen Völkern noch gibt). Wenn ein Stammesangehöriger in ganz eklatanter Weise gegen Gesetze verstoßen hat, dann wird er für die Gemeinschaft als gestorben erklärt (während ich dies schreibe, fällt mir ein, daß wir sehr leichtfertig mit dem Satz „Der ist für mich gestorben“ umgehen! Wenn ich mir überlege, was das bedeutet, finde ich den Satz gar nicht mehr gut.). Das geschieht in der Regel dadurch, daß ein Symbol dieser Person vernichtet wird. Der Erfolg ist, daß der Betreffende, selbst wenn er geflohen ist, binnen weniger Tage „von selbst“ stirbt. Das Gefühl, das Wissen, nicht mehr leben zu dürfen oder zu können und alle soziale Bindung verloren zu haben, ist direkt tödlich.

Von einem Mädchen, das ich sehr gut kenne, erfuhr ich, daß sie versucht hat, sich zu töten. (Sie wurde durch einen Zufall „gerettet“.) Als Grund nannte sie mir, sie habe erfahren, daß ein Zusammenleben, wie sie es sich vorstellte und für nötig hielt, offenbar nicht möglich sei. Wir müssen von dieser Einsicht, daß die Existenz der Menschen in jeder Gesellschaft von der sozialen Bindung abhängt, die andere Frage trennen, ob sich das immer als Problem gestellt hat. Und das scheint eindeutig nicht so zu sein. In allen traditionellen Gesellschaften (soweit ich die Literatur gelesen habe) wird die Zugehörigkeit mit allen Regeln, die sie bestimmen, als selbstverständlich erfahren. Diese Zugehörigkeit erzeugt Sicherheit. Ich weiß, wo ich hingehöre und wer ich bin. Noch vor wenigen Jahrhunderten war auch für den größten Teil der Bevölkerung in Europa das meiste an der eigenen Existenz völlig unproblematisch. Nehmen wir als Beispiel die bäuerliche Großfamilie. Das Kind ist von klein auf an Tod, Geburt, Hochzeit, Krankheit gewöhnt, da sich alles in der Familie, im Hause abspielt. Seine eigene Zukunft kennt es von Anfang an: Je nach Erbregelung und Stellung in der Geschwisterreihe (also, ob es das älteste oder jüngste Kind ist) würde es heiraten, den Hof übernehmen oder ein Handwerk erlernen. Es gehört zum Dorf. Sein Schicksal ist im Dorf

aufgehoben), die Kirche, die Sippe oder der Handwerksstand halten ihn in allen Lebensbereichen. Das, was wir als Anonymität bezeichnen, gab es nicht• namenlos und unbekannt im Gewirr der Städte zu treiben. (Es gibt heute immer wieder Beispiele, daß besonders alte Menschen in ihrer Wohnung sterben und das wochenlang nicht bemerkt wird.) Der Platz in der Gesellschaft war damals klar und eindeutig. Jeder wußte, wo er hingehört. Um dies auszudrücken, sprechen wir auch von klarer oder sicherer Identität: Ich weiß, wo ich hingehöre, also weiß ich, wer ich bin. Es waren zunächst sicher die äußeren Bedingungen der kapitalistischen Produktionsweise, durch die diese sichere Identität aufgelöst wurde: Fabrikarbeit (oder schon vorher Manufaktur-Arbeit) bedeutet, daß viele Arbeiter an einem Ort gebraucht werden. Dafür holt man sie aus ihrem Dorf heraus, vom Hof der Familie Natürlich können sie nicht Großeltern und alle anderen Mitglieder der alten Großfamilie mitnehmen. Nur Mann, Frau und Kinder — die berühmte „Kleinfamilie“ der kapitalistischen Gesellschaft — inmitten einer fremden, anonymen Umgebung. Damit ist jede selbstverständliche Sicherheit der eigenen Existenz verloren. Erst jetzt wird es wirklich zum Problem: Wer bin ich, wo bin ich, was soll ich hier? Zu dieser Unsicherheit finden wir sehr wichtige Gedanken in dem neuen Buch von David Cooper: „Der Tod der Familie“. Er stellt dort noch weitere Fragen, die alle diese Existenzunsicherheit und Existenzangst ausdrücken. Auch zu dem Problem der Aggression und zur Gestaltung zwischenmenschlicher Beziehungen habe ich dort sehr wichtige Gedanken gefunden.

Aus den Gedanken dieses Abschnittes will ich versuchen, etwas genauer zum Verhältnis von Existenzangst und Entfremdung zu kommen. Daher möchte ich hier die bisherigen Gedanken nochmal zusammenfassen:

— **Wahrscheinlich war es zu allen Zeiten und in allen Gesellschaften nötig, eine klare Zugehörigkeit, einen Platz in der Gesellschaft (Identität) zu haben. In traditionellen Gesellschaften war oder ist dieser Platz durch ein genaues Regelsystem gesichert und bestimmt.**

— **Zum massenhaften Problem wurde die Identität erst mit dem Kapitalismus, der seine Arbeitskräfte aus ihren traditionellen Bindungen rill, um sie an einem Ort zusammenzupferchen. In dieser Gesellschaft erlebt sich der Einzelne anonym. Isolation und Massenbetrieb sind zwei Seiten derselben Medaille.**

Hier ist, um Mißverständnisse nicht erst aufkommen zu lassen, gleich zweierlei anzumerken. Erstens sind bisher nur die äußeren Wirkungen der kapitalistischen Produktionsweise betrachtet. Auf die anderen will ich in den nächsten Absätzen eingehen. Zweitens ist natürlich zu fragen, ob nicht die Solidarität gerade unter den in Massen zusammengefaßten und zugleich isolierten Arbeitern diese Anonymität aufhebt. Diese Frage möchte ich nicht mit einem billigen Glaubensbekenntnis beantworten. Es gibt immer häufiger Arbeiter, die vor der Arbeit dadurch fliehen, daß sie sich selbst töten. Viele „Krankheiten“ sind in Wirklichkeit die Auswirkung der unmenschlichen Situation am Arbeitsplatz. Unter diesen Bedingungen kann offenbar die vorhandene Solidarität nicht genügen, um Angst und Verzweiflung zu überwinden. Dennoch ist letztlich diese Solidarität die entscheidende Chance. Ich will am Schluß, bei den Konsequenzen, darauf eingehen.

11.4. Angst und Entfremdung

Vielleicht ist es jetzt eher möglich, dem zentralen Gedanken von Dieter Duhm nachzugehen, den ich selbst oben als zu kurzschlüssig angegriffen habe: Duhm betrachtet die zwischenmenschlichen Beziehungen im Vergleich mit dem Warenbegriff und dem Marktbezug bei Marx.

Als ich versuchte, meiner eigenen Erfahrung von Aggressionsangst nachzugehen, habe ich davon gesprochen, daß ich absichtliche Verletzung erlebe als „Zerstörung der Möglichkeit, zusammen zu sein, zu lieben, solidarisch zu sein.“ Es geht also um die Möglichkeit, mit dem Anderen eine tatsächliche Gemeinsamkeit, eine wirklich befriedigende (für beide oder alle Beteiligten) Beziehungen aufzubauen. Ich habe vorhin ein Mädchen erwähnt, das sich zu töten versuchte, weil sie dieses Problem als unlösbar erlebte.

Auch der Angst, ausgeschlossen zu sein, über die schon gesprochen wurde, sollten wir jetzt noch einmal mit anderen Augen nachgehen. Wieso überhaupt eine solche Angst? Was sind das für Menschen, was sind das für Zustände, wo ich Angst haben muß, als Person abgelehnt zu werden, ausgeschlossen zu sein? Aber wohl jeder von uns kennt diese Angst.

Ich verstecke meine Gefühle; ich tue, was von mir erwartet wird; ich versuche, dazuzugehören, indem ich meinen Geschmack nach den anderen richte; ich halte Höflichkeitsregeln ein; ich bin weder aufdringlich noch abweisend; ich zeige meine Vorzüge und Qualitäten, möglichst ohne anzugeben; ... — was soll das alles? Ist es da nicht wirklich naheliegend zu sagen, daß ich versuche, meinen „Marktwert“ in der Kommunikation (also als Gesprächspartner oder Partner für jede andere Art des Zusammenseins) zu erhöhen? Wird das nicht noch deutlicher, wenn ich bedenke, daß ich diesen „Marktwert“ in Konkurrenz zu anderen verbessern muß? Besonders deutlich wird es bei der erotischen und sexuellen Partnersuche. (Wer mag, kann ja hier einmal kurz das Lesen unterbrechen, und an Beispiele denken. Erstmal an Beispiele aus dem Bekanntenkreis, dann an Beispiele des eigenen Verhaltens. Ich glaube kaum, daß irgendjemand da ganz frei von Selbstdarstellung, Zurechtmachen oder Imponieren ist. Ich bin es gewiß nicht. Übrigens — verdammt, nochmal, wenn ich ein Mädchen gern mag, finde ich es auch ganz schön, wenn ich das äußere Bild mag.) Auf besondere Probleme der Sexualität gehe ich im nächsten Abschnitt noch ein.

Wie gesagt, für mich sind die Bezeichnungen „Marktwert“ und „Konkurrenz“ hier nicht ausgedachte Analogien zur politischen Ökonomie, sondern mir scheint die Gleichheit der Merkmale und bestimmter Wesenszüge von beidem ganz offensichtlich. Indem wir uns als Konkurrenten, als Rollen- oder Maskenträger gegenüber treten, trennen wir uns voneinander, bauen wir Mauern zwischen uns auf. Wenn wir unsere Überlegungen nun ein erstes Mal mit Marx' Entfremdungsbegriff vergleichen, so können wir sagen, daß bei ihm die Entfremdung der Menschen voneinander (besonders in früheren Schriften^{6 6)} sehr wohl auch benannt wird, auch wenn sie nicht den Hauptaspekt ausmacht. In diesem Sinne scheint mir eine parallele Anwendung der Begriffe durchaus sinnvoll. Und es erscheint notwendig, weiter der Frage nachzugehen, ob und wie weit hier eine wesensmäßige Gleichheit besteht. Gegen Dieter Duhm, der genau diesen Weg beschritten hat, ist von mehreren Kritikern eingewandt worden, daß die Übertragung nicht genau genug hergeleitet worden ist. Das mag

schon sein. Ich selbst habe vorhin meinen Ärger über die kurze und plötzliche Einführung des Entfremdungsbegriffes ausgedrückt. Wichtiger aber scheint mir zu sein, daß der Versuch erstmal eingeleitet wurde. Und es geht eben darum, daran weiter zu arbeiten. Das kann einer allein gar nicht, und Duhm hat seine Schriften wohl immer als Aufforderung zum Weiterdenken verstanden! Auch in diesem Aufsatz soll versucht werden, ein bißchen Anreicherung, Verdeutlichung zu diesem Versuch beizutragen.

Soeben sprachen wir von der Entfremdung vom anderen. Entfremdung ist aber vor allem gemeint als Entfremdung von mir selbst. Im Zusammenhang mit dem Identitätsproblem, mit der Angst, ausgeschlossen zu sein, habe ich angesprochen, daß ich immer wieder einen Widerspruch erlebe: Im Kampf um meine soziale Identität, meinen „Marktwert“ in der Kommunikation, bleibe ich selbst auf der Strecke. Meine eigenen Bedürfnisse und Gefühle kommen nicht vor, dürfen in dem Film nicht mitspielen. (Natürlich habe ich es jetzt überspitzt ausgedrückt; in Wirklichkeit versuchen wir sicher, einen Kompromiß zu finden, in dem ein Teil unserer Gefühle und Bedürfnisse zur Geltung kommt. Aber als wesentlicher Zug ist die Unterdrückung von uns selbst wohl festzuhalten.) Dieser Widerspruch ist sicher etwas, was wir im alltäglichen Sprachgebrauch als Entfremdung von uns selbst benennen werden. Denn das, als was ich mich darstelle, bin ich ja gar nicht. Aber können wir hier auch den Entfremdungsbegriff von Marx heranziehen? Wenn Marx die Entfremdung in der Beziehung des Produzenten zu seinem Produkt untersucht, so ist die rechtliche Verfügung über das Produkt sicher nur ein Gesichtspunkt, nicht einmal der wichtigste. Entscheidend ist, daß durch die Arbeitsteilung und durch die Entscheidungsgewalt des Kapitalisten etwas ganz Bestimmtes auf ganz bestimmte Weise erzeugt werden muß. Es ist also ausgeschlossen, daß der Produzent in dem Produkt „sich selbst verwirklicht“, sich als Person in dem Produkt wiederfindet. Bevor wir nun versuchen, einen Vergleich zu ziehen, muß ich einen Gedanken einbringen, der im ersten Moment vielleicht verwirrend wirkt: Sind denn Produktion und Kommunikation wirklich so verschiedene Bereiche? Sicher ist jede gesellschaftliche Produktion ein Akt der Kommunikation. Ich setze mich, wenn ich etwas erzeuge, mit dem (tatsächlichen oder gedachten) Anderen auseinander. Mein Werk soll benutzt werden und/oder gefallen. Ich baue auf Erfahrungen auf, benutze Dinge die andere geschaffen haben. Noch deutlicher ist es in der Kooperation oder der Arbeitsteilung. Es geht noch weiter: Auch das, was eine der Funktionen meines Verhaltens in der Kommunikation ist, nämlich mich selbst in meiner Stellung zur Gesellschaft darzustellen und zu realisieren, geschieht gerade in der Produktion. Nun läßt sich das nicht ohne weiteres umkehren. Nicht jede Kommunikation ist Produktion. Dennoch besteht dort wohl ein Bezug: Die Gesellschaft selbst entsteht ja erst dadurch, daß wir in Beziehung (Kommunikation) miteinander treten. Nur dadurch können wir unseren Platz in der Gesellschaft bestimmen, uns selbst als Teile der Gesellschaft begreifen. Und nur aus ihren Teilen entsteht die Gesellschaft. Dieser Schritt gehört offenbar als notwendige Voraussetzung zur gesellschaftlichen Produktion.

Daher scheint es mir offensichtlich: In der Kommunikation mache ich mich zum Teil der Gesellschaft, schaffe ich ein Bild von mir als Teil der Gesellschaft. Wenn ich mich in diesem Bild „nicht wiederfinde“, also nicht **mich selbst** verwirkliche indem,

was ich darstelle (oder als was ich mich darstelle), dann scheint mir sinnvoll ein Bezug zum Marx'schen Entfremdungsbegriff benennbar zu sein.

Auch nach diesem Abschnitt möchte ich den Hauptgedanken noch einmal zusammenfassen:

- **Wir leben in der ständigen Angst, ausgeschlossen zu sein, nicht dazuzugehören. Ständig müssen wir um unseren Platz in der Kommunikation, um unsere Anerkennung als Partner kämpfen. Ständig sind wir von Ablehnung bedroht.**

— **In diesem Kampf stehen wir einander als Konkurrenten gegenüber. Wir entfremden uns voneinander. Zugleich aber müssen wir Maske tragen, unsere Gefühle unterdrücken, um unseren „Marktwert“ in der Kommunikation zu erhalten. Damit finden wir uns selbst in dem, was wir darstellen, nicht wieder. Dieser Widerspruch, den wir als Angst und Einengung erfahren, entspricht in vielem der Entfremdung, die Marx aus den Produktionsverhältnissen hergeleitet hat.**

11.5. Angst und Geschlechtsrolle

Schon als von dem „Marktwert“ in der Kommunikation die Rede war, habe ich darauf hingewiesen, daß eine besonders deutliche und wichtige Beispielebene die Sexualität ist. Duhm geht unter zwei Gesichtspunkten darauf ein: Zum einen spricht er von der Sexualangst, damit haben wir uns oben beschäftigt. Zum anderen nennt er einige Ziele für ein echtes partnerschaftliches Verhalten. Ich bin damit durchaus einverstanden. Aber die Kritik, die Peter Schneider im Kursbuch 35 bringt, ist teilweise ernst zu nehmen: Die Lösung der Probleme klingt bei Duhm an dieser Stelle ziemlich einfach. Von mir selbst kann ich sagen, daß ich mit meinem Verhalten in dem Bereich noch keineswegs im Reinen bin. Manchmal habe ich den Eindruck, als wollten mir superemanzipierte Genossinnen ausreden, daß ich ein Mädchen hübsch finden darf oder mit jemandem vögeln möchte. Dementsprechend bin ich auch nicht in der Lage, hier Schwierigkeiten zu verringern. Im Gegenteil, ich möchte noch einige Probleme herausarbeiten, die bei Duhm nicht vorkommen. Männer und Frauen in unserer Gesellschaft erleben sich selbst ziemlich unterschiedlich. So unterschiedlich, daß mir manche Männer sagten: Ich könnte mich in alles andere eher hineinversetzen als in eine Frau. (Das halte ich übrigens für falsch. Wenn ich überhaupt lerne, mich in andere hineinzuversetzen, und den anderen in seinen Erfahrungen und Gefühlen ernst nehme, dann ist es sehr wohl auch möglich, als Mann/Junge das Erleben einer Frau/Mädchen nachzuvollziehen. Ich habe übrigens den umgekehrten Satz auch nie von Frauen gehört.) Ein sehr großer Teil dieses unterschiedlichen Erlebens geht zweifellos auf unsere Erziehung zurück. Wenn wir die Untersuchungen verschiedener Völker⁸⁾ betrachten, dann sehen wir manchmal genau umgekehrte Verhältnisse wie bei uns. Es ist also anscheinend gar nicht so entscheidend, daß die Frau Kinder bekommt, eine Menstruation (Regelblutung) hat, usw. Dies sind ja immer die klassischen Argumente, wenn bewiesen werden soll, daß die bei uns übliche Rollenverteilung „natürlich“ ist. Als nächstes hört man dann gelegentlich solche „Weisheiten“ wie: „Der Mann geht mehr vom Verstand aus, die Frau mehr vom Gefühl“, oder „Frauen verstehen sowieso nichts von Technik“, usw... All diese Aussagen sind völliger Quatsch, wenn damit gemeint ist, das müsse „von Natur aus“ so sein. Andererseits ist an diesen Vorurteilen gewiß eine ganze Portion

Wahrheit zu finden, wenn wir sie auf die heutige, vorgefundene Wirklichkeit beziehen. Denn allerdings werden Jungen und Mädchen von klein auf genau nach diesem Schema erzogen. Und das wirkt sich auf Selbstbild und Selbsterfahrung sehr stark aus. Und damit verstärken sich die Rollenklischees; ein ständiger Teufelskreis von Anpassung und Verstärkung.

11.5.1. Das Problem des Mannes: Sexualität und Aggression

Soweit ich weiß, ist noch kein Mann von einer Frau im tatsächlichen Sinne vergewaltigt worden.

Aber wir brauchen nicht an dieses Extrembeispiel zu denken. Die Sprache des Alltags entlarvt uns genauso: Der Mann hat „eine Eroberung gemacht“, wenn eine Frau „sich mit ihm einläßt“. In der „Recht“-Sprechung gibt es immer noch die „Geschlechtshere“, die sie zu verteidigen, bzw. zu verlieren hat. (Sie ist dann nicht mehr „unbescholten“).

Die Kunden von Prostituierten sind fast ausschließlich Männer. Auch die Strichjungen haben eine männliche, nämlich homosexuelle Kundschaft.

Aus dem Bereich männlicher Sexualphantasien und -Prahlerien: „sie flachlegen“, „mich auf sie stürzen“, „wie ein Tier auf sie losgehen“, und häufig in Träumen: die Partnerin „durchstoßen“ oder „durchbohren“...

Mein Tanzlehrer sagte, als es um die Frage des zu engen Tanzens ging, die Dame hätte aufzupassen, denn „der Mann nimmt, was er kriegen kann“. (Seltsam. „Kriegt“ die Frau oder das Mädchen denn nichts beim Austausch von Zärtlichkeiten? Wie sagt Tucholsky: „Und du gabst dich mir im Unterholze einmal hin und einmal her“. ...)

Und weiter: Die Angst, einen zu kleinen Schwanz zu haben; die Schwanzparaden unter Schülern. Viele Aggressionssymbole ähneln dem aufgerichteten Schwanz. (Sehr wahrscheinlich ist der drohend erhobene Zeigefinger damit verwandt.) Die Phantasie von Kindern, die in unserer Gesellschaft erzogen wurden: Der Frau Arme und Beine abschneiden, damit sie sich nicht wehren kann.⁹⁾ Die Vorstellung, die Frau zu fesseln, um sie dann „zu nehmen“, taucht in Filmen, Witzen, Phantasien recht häufig auf.

Der „richtige Mann“, ist der Eroberer, Draufgänger („ein Mann muß raus, komm in die Welt der Winston“); er darf eher rücksichtslos sein als schwach. Das gilt für den sexuellen Bereich genauso wie für alles übrige, was so schön als „Lebenskampf“ bezeichnet wird.

Und ihm wird — besonders für den erotischen und sexuellen Bereich — eingeredet, die Frau erwarte das von ihm. In einem sehr guten amerikanischen Artikel über das Vergewaltigungsproblem wird geschildert, wie ein Mann, der eine Frau aus seinem Bekanntenkreis vergewaltigt hat, nach einigen Tagen zu ihrem Haus kam und schrie: „Jane, Jane, es war doch schön für Dich. Du weißt, daß es schön für Dich war.“¹⁰⁾ Zum klassischen Bild, das der Mann von der Frau hat, gehört, daß jede Frau insgeheim vom Vergewaltigt-Werden träumt. Das ist völliger Quatsch, und mit Recht sind die Frauen darüber empört. Es ist keineswegs so, als gäbe es Vergewaltigungs-Phantasien bei Frauen nicht. Auf dies Problem werde ich im nächsten Abschnitt zu sprechen kommen. Aber normalerweise wünscht eine Frau sich (soweit ich es verstanden habe und — als Mann — beurteilen kann) in der Sexualität einen zärtlichen, harmonischen Austausch mit eben dem Partner, den sie gerade haben möchte. Damit ist na-

türlich gar nichts gegen Leidenschaft und Wildheit im Zusammensein gesagt. Je nach Situation, und sicher auch von Person zu Person verschieden, gehört beides sehr wohl in den Bereich sexueller Freude.

Die Verbindung von „Männlichkeit“ und Aggression ist also gestützt auf zwei Bilder, die schon dem kleinen Knaben immer wieder vorgelebt und gepredigt werden (meistens verschleiert, aber deutlich): Der Mann „muß so sein“, und die Frau „erwartet das“. Diese Bilder werden so gründlich eingepflegt, ihr Einfluß ist so stark, daß wir nach weiteren Ursachen für diese elende Verbindung nicht zu suchen brauchen. Ich möchte noch einige Beispiele bringen, um zu zeigen, wie umfassend das Problem ist: „Aber Du bist doch ein Junge. Ein Junge weint nicht.“ Oder: Viele Kinder erleben, daß sich ihre Eltern schlagen. Oder sie erfahren bei Spielkameraden, daß es geschieht. Fast immer ist es der Mann, der schlägt. In der ganzen Märchenwelt sind die Männer neben anderen Heldentaten damit beschäftigt, die Frauen je nach dem zu schlagen, zu rauben, zu erobern oder zu befreien.

Die Vergewaltigung ist also nicht die Folge eines Naturtriebes, sondern einer Erziehung. Freilich kann der Einzelne, der zu gründlich „erzogen“ wurde, nicht als der allein Schuldige angesehen werden. In gewisser Weise ist auch er Opfer der Gesellschaft und ihrer Erziehung. Bei Jürgen Bartsch steht inzwischen fest, daß eine fürchterliche Kindheit ihn zu schwersten Kontaktstörungen und zu Gewalt vorbereitet hat. Ähnlich scheint es bei dem Taubstummen zu sein, der erst Frauenleichen ausgrub und sexuell benutzte, später aber ein Paar tötete. In beiden Fällen sind sicherlich Gefängnis und Strafe ziemlich unsinnige Mittel. Daß Jürgen Bartsch jetzt geheiratet hat, zeigt, daß er vielleicht mit sehr viel solidarischer Unterstützung aus seinen Konflikten herauskommen kann. Aber wo wird ein Richter auftreten, der nicht nur diese Einsicht hat, sondern auch den Mut, gegen eine von „Bild“ und „Quick“ verpestete „öffentliche Meinung“ Jürgen Bartsch diese Chance zu geben?

Ich selbst wuchs in einer Familie auf, in der sehr wenig Aggression gezeigt wurde. Wahrscheinlich sogar zu wenig: ich lernte, meine Aggressionen ständig zu unterdrücken. Ich habe noch heute Schwierigkeiten, mir zuzugestehen, daß ich jemanden nicht mag. Vor Aggression, eigener wie fremder, habe ich Angst. Darüber habe ich ja schon etwas gesagt. Aber ich habe auch gesagt, daß ich gelegentlich sehr aggressive Phantasien (immer „gerechtfertigt“ als Rache für Unrecht) habe. Diese Phantasien sind manchmal mit sexuellen Bildern vermischt, oder ich erlebe sie mit einer leichten sexuellen Erregung.

Auch das Gefühl, ich müßte „draufgängerischer“ sein, wenn ich mit einem Mädchen in näheren Kontakt treten will, habe ich manchmal. Meistens habe ich allerdings davor von Anfang an zuviel Angst. Oder die erste Zurückweisung (die nach klassischem Rollenspiel wohl dazugehört?) erfahre ich als so bedrohlich, so sehr als Ablehnung, daß ich sofort zurückschreke. Auch die wenigen Male, wo auf mein Drängen positiv reagiert wurde, habe ich eigentlich gar nicht als so besonders schön empfunden. Ich möchte doch eigentlich freiwillig, harmonisch akzeptiert sein. Ich kann auch Zärtlichkeit und Sexualität nicht trennen. (Peter Schneider schreibt im Kursbuch 35 auf Seite 117; daß er beides als widersprüchlich erlebt. Das hatte mich beim Lesen etwas überrascht, weil ich mich darin nicht wiederfand.) Wenn ich mit einem Mädchen vögeln möchte — also mit einem ganz bestimmten Menschen zusammensein möchte, nicht

irgendwie mal Sexualdampf loswerden —, dann spüre ich zuerst und ganz stark den Wunsch mit ihr zärtlich zu sein, sie in den Arm zu nehmen, die Schönheit ihres Körpers in Streicheln, Küssen aufzunehmen. Und dann ist irgendwo der Moment, wo das Vögeln ganz von selbst dazugehört.

Vor einiger Zeit lernte ich ein Mädchen kennen. Sie gefiel mir schon vorher, sowohl äußerlich, wie mit dem, was sie sagte und meinte. Als ich meine Zuneigung andeutete, ging sie darauf ein und deutete an, daß auch sie schon vorher Interesse an mir hatte. Sehr bald danach ergab sich, daß wir nachts zusammen waren. Nach langem, intensivem Zärtlichsein, Umarmen, Küssen und Streicheln wollte ich gerade beginnen, mit ihr zu vögeln. In dem Moment sagte sie: „Ich kann übrigens nicht mit Dir schlafen“. Sie hatte Pillen-Pause. Die wenigen Male, wo ich ähnliches erlebt hatte, waren immer so abgelaufen: Enttäuschung, neue Zärtlichkeit, die rasch in Petting übergeht, bis zu Ejakulation und Orgasmus (also sexuellem Höhepunkt für beide). Dann folgte eine Mischung aus Befriedigtsein und Unbefriedigtsein. Und dieselbe Abschaffung bei beiden, wie nach vögeln, nur weniger gelöst und befreit. Diesmal war es ganz anders. Ich hatte ihren Körper, ihr Gesicht, ihr Sprechen und Lachen so intensiv erlebt, daß ich überhaupt nicht enttäuscht war (obwohl sie den Hinweis sehr spät gegeben hatte). Es ging ganz selbstverständlich weiter: Streicheln, Spielen, Küssen. Sehr spät schliefen wir in leichter Umarmung ein. Ich fühlte mich den ganzen nächsten Tag so schön gelöst, wie ich es nur ganz selten bin, wenn meine Partnerin und ich in sehr großer Harmonie gevögelt haben. Ich denke, daß solche Harmonie darauf fußt, daß alles, was getan wird, beiden gleichzeitig Freude bereitet, daß diese Gemeinsamkeit des Freuens, das Freuen über die Freude des anderen, eine große Rolle spielt. Ich brauche dann auf den anderen gar nicht erst Rücksicht zu nehmen, also mich selbst einschränken und zurückhalten, wenn das Geschehen sowieso den Bedürfnissen beider entspricht. Die Freude und Begeisterung, die sie in mir auslöste, strahlte auf sie zurück; die Erfahrung, daß sie sich wohl fühlte, wenn ich einfach meinen Wünschen Lauf ließ, verstärkte meine Begeisterung. Nur einmal meinte sie, daß es in der ganzen schönen Situation doch schade sei, daß wegen der Pillen-Geschichte eine Grenze gesetzt war. Ich glaube, außer dieser Einschränkung gab es keine Bewegung von einem von uns, die den anderen gestört hätte, vom anderen abgelehnt worden wäre. Zugleich spürte ich auch nicht, wie sonst so oft, die Angst, daß ich mit meinen Wünschen zurückgewiesen werden könnte.

Warum erzähle ich das? Eigentlich geht es doch keinen etwas an. — Doch. Ich möchte mitteilen, daß zwar auch für mich das Problem Sexualität und Aggression keineswegs gelöst ist, daß aber auch Erfahrungen jenseits dieser Verknüpfung möglich sind; Erfahrungen, die ich als befreiend und schön erlebt habe. In etlichen dieser Fälle war auch das Vögeln selbst sehr wichtig und schön. Aber das Beispiel sollte zeigen, daß es nicht das einzig Wichtige, vielleicht nicht einmal das Wichtigste ist. Andererseits: Ich meine gewiß nicht, daß dies Problem allein mit „gutem Willen“ lösbar wäre. Ich habe vorher versucht, an meinen Erfahrungen zu zeigen wie tief dies Rollenbild in uns steckt. Dennoch sind diese anderen Erfahrungen möglich, mindestens manchmal, mindestens ein bißchen. Und um das zu verdeutlichen, erzählte ich ein Erlebnis, das eigentlich keinen etwas angeht.

11.5.2. Das Problem der Frau: Geschlechtsrolle und Identität

Jetzt kann natürlich der Einwand kommen, was hat der als Mann über Frauen zu schreiben? Ich finde es auch wichtiger, daß direkt, auf der Erlebnisebene von Mädchen und Frauen selbst dargestellt wird, wie sie sich und ihre Situation erfahren. Dennoch: Viele meiner besten Freunde sind Mädchen oder Frauen. Ich erlebe sie, spreche mit ihnen. Und schließlich ist wohl deutlich geworden, daß die Geschlechterprobleme nur als wechselseitige Probleme verstanden werden können. Insofern bleibt mir nichts anderes übrig. Ich finde den Einwand übrigens auch an sich Blödsinn. Es trägt sehr wohl zum gegenseitigen Verständnis bei, wenn verschiedene Gruppen sowohl über sich selbst schreiben, als auch darüber, wie sie die anderen Gruppen erleben. Das ist auf soziale Gruppen, auf Nationalitäten, auf Geschlechter und auf alles mögliche andere anwendbar.

Mir kann es hier gewiß nicht darum gehen, die ganze Literatur zum Thema Frauenemanzipation zu wiederholen"). Ich will versuchen, zu einigen wichtigen Erfahrungen Gedanken zu formulieren. Natürlich werden dabei auch alte Gesichtspunkte auftauchen.

Ich möchte das Thema unter vier Aspekten betrachten, die aber sehr eng zusammengehören:

- Sexualität und Kulturnorm
- Kränkung des Selbstwertgefühls
- Unterwerfung
- Anlehnung („hergeleitete" Identität)

Im Anschluß daran will ich versuchen, aus der männlichen und der weiblichen Rollenproblematik gemeinsam Schlüsse zu ziehen.

Sexualität und Kulturnorm

Manchmal frage ich mich, ob diese Gesellschaft es überhaupt zuläßt, daß Frauen Spaß an Sex haben. Oder, genauer, ich frage mich, wie sie es offensichtlich schaffen, trotzdem Spaß daran zu haben. Von der Werbung, die aus dem Sex, insbesondere aus dem weiblichen Körper, einen Konsumartikel für Männer macht, wird ständig geredet. (Klar, einerseits bin ich stinksauer über diese Verobjektung, diese anonyme Konsumhaltung, andererseits müßte ich lügen, wenn ich sagen wollte, daß mich ein hübscher Mädchenkörper — eines anonymen, unbekanntes Mädchens — nicht reizt oder aufregt.) Was bedeutet das aber für Mädchen und Frauen? Wie kommen sie sich dabei vor, was bedeutet es für ihr Verhältnis zum Sex? Das Verhalten des Mannes entspricht dem: Sex heißt meistens irgendwie, daß er etwas von ihr bekommt. Er bittet sie darum, er versucht, sie „herumzukriegen", er versucht, sie zu „erobern". Sie ist Objekt seiner Wünsche. Ich kann mir nun aber nicht vorstellen, daß irgendein Mensch Spaß daran findet, Objekt zu sein! Wenn ich irgendetwas bin, dann zu allererst „Subjekt". Ich bin ich, mit meinen eigenen Wünschen, Ängsten und Bedürfnissen.

Es reicht aber nicht, daß der Wunsch des Mannes als „Erober-Wollen", als Zum-Objekt-Machen erlebt wird. Vom Mädchen wird in demselben Spiel erwartet, daß sie Zurückhaltung zeigt, abweisend ist. Das muß sie so gründlich lernen, daß sie es oft nicht so einfach durchbrechen kann, wenn sie eigentlich gar keine Lust zur Zurückhaltung hat.

26

Den meisten Mädchen, die ich kenne, paßt das alles nicht. Zugleich macht ihnen aber Sex trotzdem Spaß. Der Widerspruch zwischen dem, wie sie sich selbst erleben, und dem Maskenverhalten, das schon in Fleisch und Blut übergegangen ist, wird unerträglich. Etliche gehen deshalb auch dem ganzen Krampf aus dem Wege und suchen Liebe und Zärtlichkeit nur noch bei anderen Mädchen. Klar, der ganze Ärger mit den merkwürdigen Männern läßt diesen Ausweg als sehr sinnvoll erscheinen. Die Begegnungen unter Mädchen werden auch immer als sehr schön und befreiend geschildert. Trotzdem ist für die meisten Mädchen, die ich kenne, der Wunsch nach sexuellem Kontakt zu Männern ebenfalls weiterhin lebendig. Der Widerspruch bleibt. Sie mögen Erotik und Vögeln, sie haben Spaß daran, aber sie meinen all das nicht, was damit zwanghaft verknüpft wird: das Spiel von Wehren und Nachgeben, von einseitigem Geben und Hingeben, von Objekt-Sein und Erobert-Werden. All dies sind sehr feste und tiefe Erfahrungen. Das Kleinkind lernt in Märchen und Erzählungen ein Leben kennen, in dem ein besonders liebes Mädchen irgendwann von einem geeigneten Prinzen auf das Pferd gezogen und zu seinem Schloß entführt wird. Von der Mutter lernt es bald, sich vor Männern in Acht zu nehmen. (was die Männer evtl. wollen, lernt es in der Regel nicht. Aber den Andeutungen nach muß das schon ziemlich schlimm sein.) Wenn es dann aufgeklärt wird, passiert das in der Regel auf der Straße. In den Witzen und Liedern, die im Kindermund kursieren, sind die Rollen drastisch eindeutig: Sex ist etwas, was Männer mit Frauen machen, von ihnen wollen, und wozu sich die Frauen hergeben, die aber insgeheim ja auch möglichst wild bearbeitet oder gar vergewaltigt werden wollen. Als junges Mädchen erlebt es dann in sehr vielen Fällen, daß irgend ein älterer Junge oder erwachsener Mann sie sehr gerne und sehr praktisch aufklären möchte. In allen Schilderungen solcher Situationen, die mir von Mädchen gegeben wurden, war das keine schöne Erfahrung. Das Erleben, nur Objekt einer Begierde zu sein, war immer zu deutlich. Und schließlich gehört zum Weltbild des Mädchens und der Frau die Angst, vergewaltigt zu werden.

Kränkung des Selbstwertgefühls

Von der Unterdrückung und Benachteiligung der Frau am Arbeitsplatz wird oft genug gesprochen. Wie wichtig es ist, dagegen zu kämpfen, brauche ich hier nicht zu wiederholen. Aber die Erfahrung, weniger Rechte und Möglichkeiten zu haben, letztlich damit weniger wert zu sein, entsteht lange vor dem Berufseintritt. Schon das Kleinkind lernt, daß es als Mädchen weniger Freiheiten hat, als der kleine Junge. Manchmal geht das noch heute bis zu der Idiotie, daß dem kleinen Mädchen eine „Scham" adressiert wird, mit der es beim besten Willen nichts anfangen kann. In fast allen Fällen darf es weniger toben, klettern und sich prügeln als der gleichaltrige Junge. Und die, die das alles dürfen, weisen dann wenig später jeden Kooperationswunsch empört zurück: Wir spielen doch nicht mit Mädchen!!!

In den wenigen Fällen, wo die Benachteiligung nicht oder weniger stark zu spüren war, kam sie durch die Hintertür in die Erziehung: Mädchen, die als Einzelkinder oder „Nachzügler" aufwachsen, werden oft vom Vater so stark mit Privilegien und Zuwendung überhäuft, daß sie sich gar nicht unterdrückt oder benachteiligt vorkommen. (Tatsächlich sind solche Mädchen später oft vergleichsweise besser dran.) Aber so glatt ist die Situation nicht. Denn in aller Regel erfahren sie im Vorbild ihrer Eltern

27

die Mutter als den unterlegenen, schwächeren Teil. Und sie erfahren recht früh, daß ihr Schicksal sie dazu bestimmt hat, Frau zu werden.

Die Kränkung des Selbstwertgefühls ist genauso wenig hinzunehmen, wie das Objekt-Sein in der Sexualität. Das ganze Gerede über den besonderen Wert der Frau, ihre Gefühlswärme und ihre Häuslichkeit wird vom Mädchen schnell als Verschleierung erlebt. Es will nicht später einmal auf einen Denkmals-Sockel gestellt werden, sondern all das dürfen, was die Jungen tun. übrigens ist das wohl ein gesundes Erkennen. Die Beweihräucherung der besonderen Frauenrollen ändert an der geringeren Entfaltungsmöglichkeit, der geringeren Freiheit eben gar nichts.

Diese Unterbewertung ist prinzipiell nicht hinzunehmen. Ich glaube, daß jeder Mensch sich zunächst als etwas ganz besonderes erlebt. Und ganz verloren geht dies Gefühl nie. Genau damit hängt es wohl auch zusammen, daß es so schwierig oder unmöglich ist, sich das eigene Tot-Sein vorzustellen: Ich soll einfach nicht mehr da sein? Mich soll es nicht mehr geben?

Und mit diesem Erleben, daß ich etwas ganz besonderes bin, ist es nicht zu vereinbaren, daß ich nur Objekt sein soll, oder daß ich weniger wert sein soll.

Unterwerfung

Der Widerspruch ist unlösbar. Aber irgendwie muß er verarbeitet werden. Es muß irgendein Ausweg aus der Verwirrung gefunden werden, denn ich kann nicht tagaus, tagein mit der Verwirrung leben.

Von den Psychoanalytikern ist einiges über die Situation der Frau gesagt worden. (Nein, nicht nur von Männern! Eine Frau, Helene Deutsch, hat meines Erachtens sogar die wichtigsten Sachen dazu geschrieben.) Gemäß der analytischen Theorie wird die Erklärung wieder ausschließlich in der frühen Kindheit, in der Triebentwicklung gesehen. Zentrale Bedeutung hat in dieser Betrachtung die Erfahrung, keinen Schwanz zu haben (Penisneid). Ich werde im nächsten Kapitel versuchen, diese Vorstellung neu zu betrachten und zu sehen, welche sozialen Erfahrungen dahinter stehen, und was von der analytischen Betrachtung für diese Erfahrungen als wichtig übrig bleibt. Denn eines, ein ganz zentraler Gesichtspunkt der Analyse scheint mir richtig zu sein: Die ständige Kränkung des Selbstwertgefühls findet bei Mädchen und Frau unter anderem einen Ausweg in einer Unterwerfungsbereitschaft. Man kann nicht sein ganzes Leben, alle Jahre und jeden Tag 24 Stunden in Auflehnung stehen. Man kann nicht **ständig** in dem Bewußtsein existieren, daß die Situation unerträglich ist. (Dieser Gedanke gilt zum Beispiel für Arbeiter genauso. Neben der Bereitschaft zur Auflehnung, oder gerade auch für diese Bereitschaft braucht jeder von uns auch einen gewissen Grad an Akzeptiert-Sein, an erträglichen Situationen.) Bei sehr tiefen, sehr fest verwurzelten Unterdrückungserfahrungen — insbesondere bei den Erfahrungen der frühen Kindheit — entsteht als Ausweg die Tendenz, zu lieben, was ich hasse. Wenn ich meine Unfreiheit annehme, erspare ich mir den (aus der Sicht des Kindes aussichtslosen) ständigen Kampf. Wenn meine Unterwerfung akzeptiert ist, bin ich wenigstens **irgendwie akzeptiert**. Diese Unterwerfungsbereitschaft, die wohl in allen oder den meisten Mädchen und Frauen bis zu einem gewissen Grade vorhanden ist und manchmal sehr stark ist, zeigt sich wohl in den gelegentlichen Vergewaltigungsträumen. Außerdem hat wohl die Bereitschaft, männliche Stärke und Aggressivität zu bewundern, etwas damit zu tun. — Ein Mädchen, mit

dem ich sehr gut befreundet bin, machte mir das einmal sehr deutlich. Als ich irgendein Imponier-Spielchen trieb (ich weiß nicht mehr, was; wahrscheinlich irgendwas mit Feuer), sagte sie mir, daß sie das Scheiße findet, sagte aber zugleich dazu, daß es eben doch immer wieder Eindruck auf sie macht, was sie erst recht blöde findet. Als weiterer Ausdruck dieser Unterwerfungsbereitschaft möchte ich die „helf-mir-doch, schütz-mich-doch“-Spiele nennen. Natürlich ist es völlig ok, die Hilfe, Unterstützung, gefühlsmäßigen Rückhalt oder auch Schutz anzunehmen. Die Fähigkeit, das anzunehmen, gehört sogar notwendig zur Solidarität, finde ich. Und gewiß spielt es manchmal eine Rolle, daß die meisten Männer stärker sind als die meisten Frauen. All das ist hier ganz gewiß nicht gemeint. Ich meine jene überflüssigen und teilweise absichtlichen Gelegenheiten, bei denen es wohl mehr um das Spiel selbst als um den Anlaß geht. Daß damit zugleich der Eitelkeit der Männer ein Dienst erwiesen wird, tut der Sache keinen Abbruch, im Gegenteil.

Anlehnung („hergeleitete“ Identität)

Außer der Unterwerfungsbereitschaft halte ich noch eine andere Antwort auf die Verobjektung und die Kränkung des Selbstwertgefühls für wichtig: Die Anlehnung an den Mann; den Versuch, aus seiner Stellung das eigene soziale Prestige zu beziehen. Ich möchte auch dies mit einigen Beispielen verdeutlichen.

Daß die nicht berufstätige Frau ihre soziale Stellung aus der Position ihres Mannes bezieht (oft sogar mit seinem Titel angedeutet wird!), gilt auch heute noch weitgehend. Daß die Frau stolz auf die berufliche Leistung des Mannes ist, ist der Normalfall. Das umgekehrte gibt es auch, aber wohl seltener. Oft ist es so, daß die Frau einen interessanten Beruf aufgibt, um Kinder groß zu ziehen. Dann wird die berufliche Lebenswelt des Mannes zur wichtigsten Verbindung mit der Gesellschaft. Wenn die Kinder größer sind, ist die Rückkehr in den Beruf oft schwer oder unmöglich. Der Anschluß ist verpaßt.

Nun wird gelegentlich eingewandt, daß sich dies Problem zumindest mildert. Die jetzt erwachsen werdenden Mädchen sind nicht so leicht bereit, ihren Beruf aufzugeben. Ich habe leider dazu keine passende Statistik gefunden. Aber mein eigener Bekannten- und Freundeskreis besteht aus jüngeren, mehr oder weniger linken Leuten, meist Studenten, aber auch Angestellten und Arbeitern. Und in diesem Kreis muß ich feststellen, daß der Optimismus etwas verfrüht ist. Auch hier habe ich beobachtet, daß Heiraten und Kinderkriegen oft für die Frau bedeutet, den Beruf aufzugeben, während ich nur ein Paar kenne, wo der Mann einige Jahre den Haushalt geführt hat. In fast allen Beziehungen ist die Berufstätigkeit des Mannes wichtiger als die der Frau. Auch der Fall, daß die Frau ihr Studium abbricht und arbeitet, damit der Mann sein Studium beenden kann, ist nicht selten. Ich selbst habe, zusammen mit Ulla, in den letzten Jahren zweimal den Wohnort gewechselt. Beide Male war es meine Berufssituation, die das bestimmte Gewiß hat Ulla in beiden Fällen erst noch den jeweiligen Ausbildungsabschnitt zuende gebracht, in der Zeit sahen wir uns höchstens am Wochenende. Allerdings hatte ich nur die Möglichkeit, auf die jeweilige Stelle ganz zu verzichten, oder eben an den Ort zu gehen. Dennoch - die Tatsache bleibt, Gründe lassen sich immer finden.

Die berufliche Unterbewertung der Frau und die Rollenklischees von den Aufgaben der Frau führen also oft dazu, daß das Mädchen oder die Frau ihr soziales Selbstwert-

gefühl aus der Stellung, dem Erfolg, dem Ansehen des männlichen Partners bezieht. Ihre Identität ist aus der Anlehnung an den Partner "hergeleitet".

Ich möchte auch hier weitere Beispiele anführen, um die Breite des Problems zu verdeutlichen.

In den Klatsch-Berichten über Politiker und ähnliches stelle ich immer wieder fest, daß manche von denen Frauen haben, die aus eigenem Beruf, eigenen Leistungen und Qualitäten sehr wohl ihren eigenen Platz finden könnten. Sie alle sind aber voll darauf ausgerichtet, „ihrem Mann zur Seite zu stehen. Die wenigen weiblichen Politiker haben meines Wissens nicht das „Glück“, in gleicher Weise ihren Mann einbeziehen zu können. Auf ähnliche Beobachtungen bei Wissenschaftlern gehen die Frauen in der Gesprächsaufzeichnung „die Sache der Frauen“ in Kursbuch 35 ein. Die Lage der verwitweten oder geschiedenen Frau mittleren Alters ist nach wie vor meistens ziemlich beschissen. Ich habe von einigen persönlich gehört, wie schwer es ist, einen Freundeskreis (der nicht nur aus Frauen in gleicher Lage bestehen soll!) zu finden oder auch nur zu halten. Als Grund nannten sie die Vermutung, daß die Frauen in befreundeten Ehepaaren sie als mögliche Konkurrentin ansahen.

Immer wieder höre ich, auch in meinem linken Bekanntenkreis, daß ein Mädchen dadurch bezeichnet wird (etwa, wenn ein Anwesender nicht weiß, von wem die Rede ist), daß es heißt: „die Freundin von Hänsel“. Im umgekehrten Fall wird aber nur ganz selten als Beschreibung gesagt: „der Freund von Gretel“.

In dem erwähnten Gespräch im Kursbuch wird auch geschildert, daß ein Mädchen sehr schnell in eine Gruppe finden kann, wenn es von seinem Freund mitgebracht wird. Während es sehr mühsam ist, sich als Mädchen durch das, was man sagt und tut, selbst einen Platz zu erobern. Als Extremfall, der aber in Wirklichkeit in verschiedenen Abstufungen wohl gar nicht so selten ist, wäre noch das „Groupie“ anzuführen. Damit meint man ein Mädchen in einer Clique oder Gruppe, das eine ganz klare Karriere in der sozialen Anerkennung durchläuft, dadurch, daß es sich bis zur Geliebten des Gruppenführers heraufvögelt.

Zum Schluß noch ein sehr anschauliches Beispiel aus der klassischen Literatur: In dem Band „Streit um Asterix“ führt der Angriff auf die gesellschaftliche Stellung des Håuptlings Majestix als erstes dazu, daß Gutemine (bekanntlich seine Frau) nicht mehr von den wartenden Frauen am Fischstand vorgelassen wird, um als erste dranzukommen. Bisher hatten ihr die anderen Frauen das Recht immer zugestanden, weil sie die Frau des Håuptlings ist. Als dessen Stellung angeknackst ist, fällt ihr Sozialprestige. Übrigens: Die „First Lady“, die erste Dame eines Staates ist immer die, die mit dem Staatsoberhaupt verheiratet ist. So ein Quatsch.

Als ich über diese Passage mit Ulla sprach, brachte sie eine sehr wichtige Ergänzung, die mir auch sogleich einleuchtete. Sie bezog sich auf die Erfahrung unserer Beziehung und auf Gespräche mit anderen Frauen: Oft ist es schon nicht mehr so, daß die Frau sich über den Beruf ihres Mannes ihr soziales Ansehen verschafft. Das hat sich für viele gewandelt, sie kennen ihren eigenen Wert. Aber etwas anderes bleibt: Sie lebt stärker in der Beziehung als der Partner. Sie erlebt diese Beziehung eher als die wichtigste Bedingung ihrer Existenz. Sie will, ganz selbstverständlich und gefühlsmäßig, ihr Leben als ein gemeinsames planen. Die Anerkennung vom Partner ist nicht vor allem Trost für äußere Mißerfolge (diesen Trost sucht der Mann in der

30

Beziehung genauso), sondern selbst beinahe die wichtigste Bestätigung. Das „eigene Leben“, außerhalb der Beziehung, ist ihr weniger bedeutsam als ihm

Wie kommt das? Warum sind auch ziemlich „emanzipierte“ Frauen oft so bereit, die eine, zentrale Abhängigkeit zu akzeptieren? Sie erleben dies wohl nicht als äußere Abhängigkeit, sondern direkt, als ihr eigenes Gefühl. dennoch meine ich, daß die gesellschaftliche Prägung als Erklärung genügt. Es ist eben doch ein wichtiger Rest von dem klassischen Paarbild, das mir immer wieder und unausweichlich eingetrichtert wird. Und dieser Einfluß bestimmt eben irgendwann auch mein eigenes Gefühl. **Fassen wir zusammen: Die grundlegende Kränkung des Selbstwertgefühls von Mädchen und Frau beginnt im Kleinkind-Alter. Anstand, Zurückhaltung und Scham werden von Anfang an eingeschliffen. Jungen dürfen viel mehr. Wenn das alles nicht reicht, kommt das Vorbild der Mutter hinzu, an dem meistens gelernt wird, daß die Frau unterlegen ist.**

Die Erfahrung, eher Objekt der Wünsche von Männern zu sein, als wirklich als Partnerin akzeptiert zu sein, setzt dies Erleben fort. Dieses Objektsein ist selbst eine ganz besonders starke Kränkung. Es wird (über Märchen und Vorbild) schon lange vor den eigenen Erfahrungen gelernt. Die eigenen Erfahrungen werden durch Werbung usw. verstärkt. Das Erleben ist annähernd total.

Viele Mädchen wehren sich dagegen, Frau zu werden. Das fährt dann in der Pubertät zu einer schweren Krise. Der Mangel an eigener gesellschaftlicher Entfaltungsmöglichkeit und die berufliche Benachteiligung sind also nur die letzten Glieder einer langen, fast unzerreißbaren Kette.

Diese Kette von Kränkungen wird als Bruch im eigenen Selbstbild erlebt. Unterwerfung und Anlehnung, die beiden klassischen Auswege, können den Widerspruch nicht lösen. Im Gegenteil: das ursprüngliche Selbstbild, das sichere Vertrauen in den eigenen Wert, in die eigene Besonderheit wird nur noch stärker unterdrückt. Wirklich überwinden läßt es sich aber (zum Glück!) nicht.

Dieser Widerspruch ist älter als die kapitalistische Gesellschaft. Dennoch ist es ein gesellschaftlich erzeugter Widerspruch. Deutlich geändert haben sich aber die genauen Auswirkungen. Während in der traditionellen Gesellschaft auch für die Frau ein sicherer (wenn auch mit wenig Rechten verbundener) Platz vorgezeichnet war, ist diese Sicherheit mit dem Aufstieg des Kapitalismus verlorengegangen. In den letzten Jahrzehnten wurde schließlich durch die Änderung der Sexualnormen und durch massenhaften Eintritt der Frauen ins Berufsleben dieser Widerspruch zur Krise. Genauer gesagt, da die Frau in unserer Gesellschaft nicht in der Lage ist, der besonderen Verobjektierung, der besonderen Kränkung des Selbstwertgefühls und damit der besonderen Unsicherheit und Unklarheit über die eigene Existenz zu entgehen, gibt es auch eine besondere Identitätskrise der Frau.

11.5.3. Zwei Seiten einer Medaille (Wechselwirkung)

Es scheint mir ganz offensichtlich, daß sich die beiden Geschlechtsrollen gegenseitig bedingen. Es dürfte wohl sogar unmöglich sein, eine von beiden allein, also ohne die andere zu verändern. Die Männer werden an Aggression, Stärke, Überlegenheit glauben, solange die Frauen einen gewissen Grad an Unterwerfungsbereitschaft zeigen und ihren eigenen Stolz aus den Erfolgen der Männer ziehen.

31

fungsbereitschaft reagieren und sich dem „Schutz des Mannes“ anvertrauen, solange sie vom Kleinkindalter an darauf gedrillt werden, sich als Zielobjekt seines Eroberns, seiner Dominanz zu erleben. (Ich will die Arbeit der Frauengruppen gewiß nicht entwerten. Aber immer wieder sehen wir, wie tief die Bilder drinstecken. Und es wäre leichtfertig zu glauben, daß da in kurzer Zeit ein Wandel von Grund auf möglich wäre.)

„Das Ziel lag in großer Ferne. Es war deutlich sichtbar, wenn auch für mich nicht zu erreichen.“ schreibt Bert Brecht in „An die Nachgeborenen“. Für die wirkliche Überwindung der Misere im Geschlechtsrollenverhalten können wir diesen Satz, der auf den Kommunismus gemünzt war, auch anwenden. Wie der Weg verlaufen wird, weiß ich nicht. Abstrakt ist es so schön klar:

Nur im gegenseitigen Verändern der Formen, einander zu begegnen, und nur durch wachsende Klarheit über den Zusammenhang der Probleme in diesem Bereich besteht langfristig die Chance, diesen Teufelskreis zu durchbrechen. Zu dieser Klarheit gehört vor allem die Einsicht, daß das unerträgliche Männerverhalten durch das unerträgliche Frauenverhalten ausgelöst wird; und daß das unerträgliche Frauenverhalten durch das unerträgliche Männerverhalten ausgelöst wird.

Aber was heißt das jetzt für mich, für mein Leben, mein Handeln? Leider bin ich nicht in der Lage, Patentrezepte zu verhöckern. Ich weiß nur, daß wir immer wieder versuchen müssen, neue Wege zu finden. Und ich weiß, daß unter den jetzigen Umständen weder der Mann wirklich „er selbst“ sein kann, noch die Frau „sie selbst“. Beide sind gezwungen, in sehr wichtigen Bereichen ihres Lebens Rollen zu spielen, die ihnen fremd sind, in denen sie sich nicht wiederfinden.

Für die Frau haben wir schon im vorigen Absatz deutlich gemacht, daß die Probleme selbst zwar älter als der Kapitalismus sind, aber in ihrer heutigen, zugespitzten Form eben doch neu sind und eben doch ein besonderer Ausdruck des Spätkapitalismus. Das Rollenverhalten des Mannes, die Maske des überlegenen Eroberers, steht im Widerspruch zu seiner sozialen und beruflichen Rolle. Ich will gewiß nicht den entschuldigen, der Druck nach unten weitergibt, den prügelnden Polizisten oder den brüllenden Vorgesetzten. Aber unterdrückt sind auch sie. Außer einem gewissen Herrn James Bond, den es nur im Kino gibt, und einigen bescheuerten Playboys, die ich wohl vernachlässigen kann, ist in dieser Gesellschaft jeder Mann überwiegend unterdrückt. Die große Abenteuer-Welt, wo wirklich der „Mann noch was gilt“, findet leider (?) ausschließlich in den Kitsch-Reklamen von Marlboro und Winston statt. Die Vermarktung des Sex, die die Frau zum Marktartikel macht, macht den Mann zum manipulierten Käufer.

Dennoch wäre es falsch, wenn wir die Lösung dieser Probleme bis zum Sieg des Sozialismus vertagen wollten. Nicht nur, weil das eventuell noch einige Wochen dauern kann. Nein — um diese Gesellschaft zu überwinden, brauchen wir schon ein sich änderndes Bewußtsein. Und Änderung meines Bewußtseins zählt nur, wenn sie Konsequenzen hat, wenn sich mein Verhalten ändert. Die Aufgabe, mein Verhalten zu ändern, soweit es unter den elenden Bedingungen geht (und es geht eine ganze Menge) stellen wir uns also nicht, anstatt die Gesellschaft zu verändern, sondern um die Gesellschaft zu verändern.

11.6. Politische Hintergründe der Existenzangst

Die „Identitätskrise“, also das Nicht-ich-selbst-sein-können, hat sich in unserer Gesellschaft zum massenhaften, zum allgemeinen Problem entwickelt. Davon handeln die letzten Abschnitte.

Darüber hinaus aber gibt es noch jene dritte Quelle der Existenzangst, die ich erwähnte. Und dies ist ein völlig neues Problem. Gewiß gab es Weltuntergangs-Prophetieungen schon in Altertum und Mittelalter. Aber die waren immer nur Ausdruck von anderen Krisen. Heute ist die Vernichtung der Welt durch den Menschen eine ganz reale Gefahr. Die vorhandenen Atomwaffen reichen aus, um jeden von uns mehrfach zu töten. Ich weiß nicht mehr genau, wie oft; aber das ist mir auch egal. Denn nach meiner ersten Ermordung durch eine Atombombe werden mich die weiteren Male nicht mehr sehr interessieren.

Während ich dies schreibe (22. 6. 74) wirft der Staat Israel nach Presseberichten Bomben auf den Südlibanon, mit denen der Erdboden auf Jahre vergiftet ist. Was ist das für ein Staat, der das tut? Ich bin weit davon entfernt, es zu beschönigen, wenn von Palästinensern Zivilisten, Frauen und Kinder getötet werden. Aber: Was ist mit uns in Westeuropa oder in der Bundesrepublik los, wenn wir von den Taten der Palästinenser in Riesen-Schlagzeilen lesen und uns empören; aber schweigen zu der kleinen Notiz, daß Israels Mord-Bomber die zwanzigfache Zahl von Zivilisten, Frauen und Kindern umbringen. Gewiß, man kann Tote nicht aufrechnen. Aber wie man gleichzeitig über die Kommandos der Flüchtlings-Partisanen empört sein kann und zu dem vielfachen Mord des zivilisierten (?) Staates schweigen, das geht nur mühsam im meinen Kopf. In Vietnam werden die Spuren der amerikanischen Entwicklungshilfe noch von unseren Enkeln zu bewundern sein. Verbrannte Erde. Die blutige Ausrottung der nordamerikanischen Indianer fand ihr Nachspiel in der Besetzung von Wounded Knee und in dem Aushungern dieser Erhebung bis zur Kapitulation. Die Ausrottung der Indianer im Amazonas-Gebiet tritt derweil in ihr entscheidendes Stadium.

Völkermord. Aber der Nürnberger Gerichtshof hat Sommerpause.“) Der Friedensnobelpreisträger Kissinger (der in Fürth, also keine 10 km von Nürnberg geboren wurde) konnte leicht „Frieden“ stiften. Während er verhandelte, warfen die US-Bomber soviel Mordbomben ab, wie er gerade taktisch brauchte.

Die Gefahr der kriegerischen Ausrottung der Menschheit ist real. In dem Film „Dr. Seltsam, oder wie ich lernte die Bombe zu lieben“ wird im Spott gezeigt, wie ein Fehler im Warnsystem „unserer lieben Verbündeten“ zur Weltvernichtung führt. Einigemal haben nachweisbar die USA fast den Atomkrieg entfesselt, und zwar wegen Fehlalarm. Ich finde es übrigens gut, daß in dem letztgenannten Film darüber gespottet wird: Kein Thema ist so ernst, daß es nicht durch Witze noch ernster werden könnte.

Dennoch erscheint mir die Gefahr der atomaren Selbstvernichtung durchaus nicht als die größte Gefahr. Es gibt immerhin eine gute Chance, daß der Atomkrieg nicht stattfindet. Sicher, wenn er stattfindet, dann ist praktisch sofort alles aus. Aber eben deshalb ist es wahrscheinlicher, daß er vermieden wird. Insofern erscheint mir eine andere Gefahr brennender: Ich sehe kaum noch Chancen, die Zerstörung der Erde aufzuhalten.

Hier hat das Gefühl der Bedrohtheit meiner Existenz offenbar einen ganz realen Grund. Es wäre sogar Dummheit und Blindheit, diese Bedrohung nicht zu spüren und munter in den Tag hineinzuleben.

Trotzdem ist es unvernünftig, sich einfach dieser Angst auszuliefern. Angst ist immer etwas lähmendes. Sie hindert mich am Handeln. Wenn ich wegen einer Bedrohung besonders wach, aufmerksam, schnell oder stark handeln kann, dann nenne ich das vernünftige Gefühl für diese Bedrohung lieber Furcht. Das ist übrigens nicht ganz dieselbe Unterscheidung, wie Freud sie zwischen Angst und Realangst macht. Duhm hält sich in den psychologischen Kapiteln von „Angst im Kapitalismus“ auch an Freuds Unterscheidung. Für mich ist der Unterschied, ob die Gefahr von innen oder von außen kommt, nicht so wichtig. Wichtiger ist mir der grundsätzliche Unterschied am Erleben, in der Bedeutung: Fühle ich mich gelähmt, eingeengt, unfähig zu handeln (Angst) oder fühle ich mich besonders angetrieben zum Handeln, spüre ich auf einmal, wie meine Kraftreserven mobilisiert werden, wie ich hellwach bin (Furcht)? Wenn wir aus der tödlichen Bedrohung der Erde noch Konsequenzen ziehen wollen, wenn wir noch versuchen wollen, die Vernichtung aufzuhalten, dann müssen wir besonders handlungsfähig sein. Eben darum ist es mir so wichtig, mich mit meinen Ängsten zu beschäftigen, sie kennenzulernen. Denn ich muß und will dahin kommen, daß ich ihnen nicht ausgeliefert bin, nicht handlungsunfähig bin.

Auf diesen Gedanken möchte ich im vierten Kapitel zurückkommen.

Existenzangst als massenhaftes Problem entsteht in unserer Gesellschaft durch die völlige Unsicherheit über die eigene Lage; durch den Zwang, Rollen zu spielen, statt sich selbst zeigen zu können. Dieses allgemeine Problem wird im Verhältnis der Geschlechter zueinander besonders deutlich. Außerdem aber wird diese Existenzangst verstärkt durch die ganz reale Bedrohung der Erde durch den Menschen. Insofern ist die Existenzangst in all ihren Teilen gesellschaftlich erzeugt. Dennoch können wir mit der Lösung des Problems nicht warten, bis wir die Gesellschaft verändert haben. Denn diese Angst, die uns lähmt, hindert uns auch, die Gesellschaft zu ändern.

HL Erfahrung und Bedeutung

Schon am Anfang dieses Aufsatzes habe ich betont, wie viel die Psychoanalyse zu unserem Verständnis von uns selbst beigetragen hat. Ein besonders wichtiger Punkt ist etwa, daß die Psychoanalyse den Menschen aus seiner Entwicklung, aus seiner Vergangenheit versteht. Was ich heute bin, bin ich durch meine Erfahrungen, durch meine Entwicklung geworden. Gerade dieser Gedanke hat ja auch viele Marxisten so sehr für die Psychoanalyse interessiert. Allerdings muß man gleich hinzufügen, daß dieser besonders positive Punkt zugleich wieder aufgehoben wird durch einen sehr negativen: Freud sah nur die individuelle Geschichte, also die Entwicklung des Einzelnen. Die soziale und geschichtliche Situation, in die der Einzelne hineingeboren wurde, spielte für Freud kaum eine Rolle. Dennoch war diese Erkenntnis des „Geworden-Seins“ ein wichtiger Schritt in der Entwicklung unseres Selbstverständnisses.

Auf die Gefahren und die möglichen Mißverständnisse, in die uns die Psychoanalyse führen kann, bin ich ebenfalls schon am Anfang zu sprechen gekommen. Vor allem

meine ich die Gefahr eines „entfremdeten“ Selbstbildes. Die Psychoanalyse verführt dazu (umso mehr, je oberflächlicher ich mich mit ihr befaße), daß ich mich selbst gar nicht mehr erlebe, sondern nur noch ein Mechanismus übrig bleibt, in dem angeborene Triebe und anerzogene Zwänge gegeneinander stehen. Beides ist bei dieser Betrachtung nicht mehr lebendiger Teil von mir, sondern steht mir als Gegenstand (verdinglicht) gegenüber. Ich selbst komme in der ganzen Story nicht mehr vor. Und das ist gefährlich. Das Grundgefühl, daß ich selbst da bin, mit meinen Problemen, Wünschen, Entscheidungen eine eigene Person bin, darf ich mir nicht nehmen lassen. Übrigens trägt ein richtiges Verständnis der Psychoanalyse auch etwas zu diesem Selbstverständnis bei. Daß meine Triebwünsche ein Stück von mir sind, daß ich sie anerkennen und bejahen kann und soll, hat uns erst Freud gelehrt. Damit hat er zugleich unser Auge auf einen wichtigen Bereich von Unterdrückung gelenkt. Wenn ich meine ständig unterdrückten Triebwünsche und Bedürfnisse sehen und anerkennen lerne, dann wird in mir der Anspruch auf Freiheit lebendig; auf eine Freiheit, die in dieser Gesellschaft nicht zu verwirklichen ist.

Aus all diesen Gründen sind die Erkenntnisse der Psychoanalyse sehr wichtig und wir müssen sie neu durchdenken, sie von den Mißverständnissen befreien.

Hierzu gibt es in letzter Zeit etliche Ansätze, die sich unterscheiden und ergänzen¹²⁾. Ich will vor allem, wie bisher, von klaren, wirklichen Erfahrungen ausgehen. Das ist bisher noch ziemlich wenig gemacht worden, obwohl es mir eigentlich als das Nächstliegende erscheint. Die Untersuchung von Morton Schatzman geht ähnlich, aber nicht genauso vor, wie ich es versuchen will. Gerade an dieser Stelle muß ich natürlich noch einmal darauf hinweisen, daß dieser Aufsatz natürlich ein erster, unvollständiger Formulierungs-Versuch ist.

MA. Die Angst vor dem Vater (Ödipuskomplex)

1. Was ist gemeint?

Von dem Ödipus-Komplex ist ziemlich viel die Rede. Er gilt als das Kernstück der Psychoanalyse. Worum geht es dabei? — Das Kind entdeckt im Zuge seiner Triebentwicklung seine Geschlechtsteile und seine sexuellen Wünsche. (Etwa mit 3 —5) Der Knabe möchte daher die Mutter besitzen, auch sexuell, und erlebt den Vater als Konkurrenten. Was in der alten Ödipus-Sage (Ödipus tötete, allerdings unwissend, seinen Vater und heiratete, ebenfalls ohne es zu wissen, seine Mutter) geschildert wird, stellt Freud als das Triebziel des Knaben dar. Er will seine Mutter allein besitzen, sie sexuell erobern und dazu seinen Vater ausschalten. Der übermächtige Vater verteidigt seine Stellung, besonders mit der Kastrationsdrohung. Aus Angst davor unterdrückt (und verdrängt) der Knabe seine Wünsche und unterwirft sich dem Vater. Diese Unterwerfung führt zur „Identifikation“: also dem Gefühl, ich möchte so sein wie der mächtige Vater.

Dieses Grundmodell hielt Freud in allen Gesellschaften und allen Geschichtsepochen für gültig.

2. Meine Zweifel

Es ist richtig, daß das Kind irgendwann seine Geschlechtsteile entdeckt und Spaß daran findet, an ihnen zu spielen. Auch, daß diese Entdeckung meistens ungefähr in das von Freud angegebene Alter fällt, dürfte stimmen. Mir kommt es aber sehr

wenig überzeugend vor, daß damit schon der Wunsch verbunden sein soll, eine Frau (eine ganz bestimmte: die Mutter) sexuell zu besitzen. Mit ziemlicher Sicherheit weiß das Kind noch nicht, was vögeln ist. Und der Spaß am Spielen mit dem eigenen Schwanz dürfte auch kaum etwas mit dem Erobern anderer Leute (genauer: einer Frau) zu tun haben. überhaupt kann ich nicht begreifen, daß das „natürliche“, also automatisch entstehende Verhältnis zu anderen Menschen — zur geliebten und benötigten Mutter — darin bestehen soll, daß ich besitzen und unterwerfen möchte. Natürlich möchte das Kind nicht vernachlässigt oder allein gelassen werden. Es möchte seine Bedürfnisse in dem Moment befriedigen, wo es sie erlebt. Aber es erscheint mir etwas völlig verschiedenes, ob ich wünsche, daß die Mutter immer für mich da ist, oder ob ich sie in dem Sinne erobern, unterwerfen möchte, in dem sich männliche Aggression und Herrschaft gegenüber Frauen äußert.

Schließlich bezweifle ich ganz erheblich, daß die Kastrationsdrohung in diesem Zusammenhang allzu häufig auftritt. Sicher tritt sie, noch heute, im Zusammenhang mit dem Onanie-Verbot auf. Das ist schlimm genug. Die sexuelle „Verklemmtheit“ kann dadurch sehr früh und sehr gründlich gelernt werden: Es ist böse, es ist verboten und wird bestraft, wenn ich am eigenen Pimmel Spaß habe. Aber nach dem Freud'schen Modell müßte ja die Kastrationsdrohung geradezu massenhaft auftreten als Bestrafung für den Wunsch, die Mutter zu lieben. Und das kann ich mir durchaus nicht als Regelfall vorstellen.

3. Vernünftige Erfahrungen

Ich versuche, mich in die Situation des Kleinkindes hineinzusetzen: Wenn meine Bedürfnisse (etwa nach Wärme und Geborgenheit) nicht sogleich erfüllt werden, so ist das sehr schlimm. Die Bedürfnisse werden immer schlimmer und bedrohlicher, und ich kann nichts machen. Besonders schlimm ist es, solange ich nicht sprechen kann, und dertun auch nicht verstehe, was mir gesagt wird oder gesagt wurde. Der Hunger und die Einsamkeit werden immer stärker, und dieses Andere, das mir immer meine Wünsche erfüllt, ist nicht da. Was es vorher sagte, hilft mir nicht; denn ich konnte es ja nicht verstehen. Später weiß ich dann ganz genau, daß es meine Mutter ist, an die sich meine Wünsche richten. Aber die Erinnerung an dieses Allein-Gelassen-Sein bleibt. Wenn die Mutter abends weg will, kann sie zehnmal sagen, sie kommt wieder. Die Angst bleibt und ich versuche, sie zu halten. Ein besonderes Problem ist die Nacht. Wenn ich im Dunkeln aufwache und allein bin, ist das sehr schlimm. Und ich möchte die Mutter immer bei mir haben, sie möglichst nicht fortlassen... Dies scheint mir der erste Gedanke zu sein, den wir betrachten müssen: Das Kind möchte sicher in der Regel verhindern, daß die Mutter fort von ihm ist.

Während ich annehme, daß diese Erfahrung, dieses Gefühl ziemlich allgemein auftritt, solange Kinder in Kleinfamilien aufwachsen und solange in der ersten Lebenszeit die Mutter ihr wichtigster Partner ist, dürfte das Bild des Vaters etwas weniger einheitlich sein.

Das Kind kann erfahren: „Der Vater holt die Mutter von mir weg“, oder: „Nachts, wenn sie mich allein läßt, ist die Mutter beim Vater“, oder: „Der Vater befiehlt, die Mutter gehorcht“, oder: „Der Vater schlägt die Mutter (oder er brüllt sie an)“. Diese Erfahrungen beziehen sich auf das Verhältnis Vater-Mutter-Kind. Obwohl es recht unterschiedliche Erfahrungen sind, ist das Grundmuster im Normalfalle

unge

36

fähr gleich: Der Vater ist stärker, mächtiger als die Mutter. Nach ihm richtet sich auch, zumindest teilweise, ob die Mutter Zeit für das Kind hat. Außerdem wird — meistens — noch etwas anderes gelernt: der Vater ist dem Kind gegenüber mächtiger, strenger, einengender. Oft wird er auch noch von der Mutter als strafende Instanz im Hintergrund dargestellt. — „Laß das ja Deinen Vater nicht wissen!“, oder: „Warte, das erzähl ich Deinem Vater, wenn er abends nachhause kommt!“ Trotz aller Veränderungen dürfte dieses Bild heute noch überwiegend gelten. Es wird auch immer wieder durch Reklame-Szenen, durch Familien-Stories im Fernsehen, durch Romane und Filme verstärkt. Daran ändert sich auch nichts dadurch, daß der Vater im Berufsleben meist alles andere ist als der große King, den er vor seinen Kindern spielt. Im Gegenteil, oft wird er sich für seine beschissene Berufslage dadurch entschädigen wollen, daß er zuhause eben diese Rolle spielt.

Das Verhalten des Vaters entspricht also dem, was im vorigen Kapitel beim Problem der männlichen Geschlechtsrolle besprochen wurde. Das Kind erlebt dieses Verhalten. Es erlebt sich selber zugleich als schwach und hilflos. Es wird ständig durch Verbote, verschlossene Türen und Befehle eingeengt. (Von beiden Eltern, aber der Vater ist die stärkere Macht). Oft sind die Befehle so trickreich, daß es selbst gar nicht mehr genau weiß, was es will. (Wir wollen doch jetzt heia gehen!“ „Wenn Du Deine Mutti lieb hast, ißt Du, jetzt fein auf“...)

Unter diesen Bedingungen erscheint besonders der Vater tatsächlich als allmächtig. Diese Allmacht ist schützend und bedrohend.

Aber das Problem hat noch eine andere Seite, die für die Erfahrung des männlichen Kindes, des Knaben, genauso wichtig ist: Zugleich mit der Erfahrung seiner Schwäche wird ihm das Gegenteil beigebracht Ihm wird klar gemacht, daß er ja eigentlich auch schon ein Mann sei, wie der Vater. Obwohl es völliger Quatsch ist, wenn ihn seine Mutter als „starken Mann“ bezeichnet (denn sie ist ja viel stärker als der kleine Knabe), prägt sich diese Aussage sehr stark ein. „Du bist doch ein Junge; ein Junge weint doch nicht“...

Ich meine, daß schon aus dem bisher gesagten deutlich wurde: die Beobachtungen, die mit dem „Ödipus-Komplex“ verbunden werden, können genauso sinnvoll erklärt werden als das Ergebnis ganz realer, vernünftiger Erfahrungen. Diese Erfahrungen sind nicht für alle Zeiten und alle Gesellschaften gleich. Aber für sie gilt dasselbe, wie für die „typisch männliche“ Verbindung von Sexualität und Aggression: Sie trat nicht erst im Kapitalismus auf, sondern bekommt heute nur ihre besondere Ausprägung.

Soll damit nun behauptet werden, daß die Sexualität für die Erfahrungen des kleinen Knaben keine Rolle spielt? Durchaus nicht! Aber ich möchte gern diese Rolle genau bestimmen, statt alles darauf zu schieben. Auf das Onanie-Verbot ging ich schon ein. Das erleben sicher viele oder sogar die meisten Kinder direkt oder indirekt. Sicher ist es auch wichtig, daß die Geschlechtsrollen am Beispiel der Eltern gelernt werden. Auch hierbei ist die Entdeckung der „Geschlechtsidentität“ (also wissen, ob ich ein Junge oder Mädchen bin, und wissen, daß es da einen Unterschied gibt) wichtig. Diese Entdeckung fällt aber in die „ödipale Phase“ wie Freud die Altersstufe des Ödipus-Komplex nennt. Insofern ist es auch nicht so überraschend, daß viele Männer — aber längst nicht alle!! den Typ ihrer Mutter finden und heiraten. Je stär-

37

ker die Mutter-Kind-Beziehung schwierig und problemgeladen ist, desto stärker hält sich diese Fixierung. Ein besonders deutlicher Sonderfall ist dabei die „Verführung“ des Kindes durch die Mutter. Es ist gar nicht so selten, daß die Mutter in ihren Zärtlichkeiten erotisch-sexuelle Gefühle hat, die sich irgendwo im Verhalten ausdrücken. Da das Kind gerade seine Geschlechtsteile als wichtig entdeckt hat, entsteht leicht ein Zusammenhang zwischen diesen Gefühlen der Mutter und der eigenen Erregung des Kindes. Nun wäre all das ja noch nichts Schlechtes. Aber hinzukommt, daß die Mutter diese Gefühle massiv ableugnen wird, vor allem auch sich selbst gegenüber. Damit lernt das Kind auch zwei Dinge gleichzeitig: zum einen lernt es, daß sexuelle Lust etwas mit anderen Menschen, mit einem Partner zu tun haben kann. Zum anderen lernt es an dem Leugnen der Mutter, daß da etwas Unsicheres, Gefährliches oder Verwirrendes dahinter steht. Aber, wie gesagt, diese Verführungssituation ist wohl nicht die Regel, auch wenn sie nicht gar so selten auftritt.

Ein letztes wichtiges Argument für die Betrachtung Freuds ist die Kastrationsangst. Die spielt offenbar, ob deutlich oder verschwommen, im Leben des Knaben und des Mannes meistens eine ziemliche Rolle. Ich selbst erlebe die Kastrationsvorstellung z.B. durchaus sehr angstvoll. Dabei bin ich mir ziemlich völlig sicher, daß meine Eltern nie eine solche Drohung ausgesprochen haben.

Der Schwanz ist offenbar ein sehr wichtiges Symbol für alles, was an Männlichkeit, an männlicher Stärke und Überlegenheit noch da ist. Damit wird die Angst, ihn zu verlieren, verständlich. Diese Angst geht sofort sehr tief. Obwohl sich also etwas anderes damit verbindet, bleibt das sexuelle Symbol auch für mein eigenes Erleben sehr wichtig. (Ein ähnliches Beispiel, wo das sexuelle Symbol sehr stark betont wird, ist die Angst des Mädchens, vergewaltigt zu werden. Die Vergewaltigung steht für Unterwerfung, für das Gefühl: ich werde zum Objekt gemacht.)

4. Was bleibt übrig?

Die Sexualität ist zum einen ein sehr wichtiger Bereich von Wünschen, Bedürfnissen und Befriedigungen. Zugleich aber ist sie Symbol für die soziale Wirklichkeit. Wenn wir diesen Symbol-Charakter mit einbeziehen, dann treffen die Bilder und Modelle von Freud sicher sehr wichtige Zusammenhänge. Aber diese Zusammenhänge bestehen in der zwischenmenschlichen Erfahrung. Unter dieser Betrachtung ist Freuds Ödipus-Komplex ein Symbol für zahlreiche, ganz verständliche Erfahrungen des Kindes. Diese Erfahrungen beziehen sich auf die Beziehungen, auf die Begegnungen zwischen Menschen: Das Kind fühlt sich von der Mutter abhängig, es fühlt sich hilflos. Es hat Angst, allein und verlassen zu sein. Den Vater erlebt es als groß und mächtig. Es möchte so sein wie er. Manchmal haßt es ihn auch wegen seiner Verbote, oder, weil die Mutter "nie Zeit hat" und immer bloß bei ihm ist. Dann „könnte ich ihn umbringen“.

Diese Erfahrungen bestimmen etwa das Dreiecks-Verhältnis Vater-Mutter-Kind. Hinzu kommen noch die Erfahrungen, die das Verhältnis zur eigenen Sexualität bestimmen:

Sexuelle Freude und sexuelle Neugier sind irgendwie schmutzig und verboten. Die Eltern weichen aus, oder sie bestrafen einfach. An dieser Erfahrung ist zweierlei schwierig zu verstehen. Zum einen spürt das Kind selbst gerade die ersten genitalen Erregungen, zum anderen erlebt es in der Welt der Erwachsenen (Eltern, Reklame,

Erzählung), daß daran irgendetwas schön und aufregend ist. Dieser Widerspruch macht die Schwierigkeiten nur größer, denn in der Regel verhindern die Eltern, daß das Kind über diesen Widerspruch spricht oder nur nachdenkt. Sie leugnen den Widerspruch, aber auch das wieder nicht offen, sondern in Andeutungen.

Aus all diesen Erlebnissen und Erfahrungen entstehen die Anfänge von Autoritätsangst, Sexualangst, der Angst, allein gelassen zu sein oder der Angst, abgelehnt zu werden. Wohl gemerkt, die Anfänge. Denn in dem weiteren Leben treffen immer neue Anlässe und Verstärkungen ein, die wesentlich dazu beitragen, daß die Ängste sich festsetzen.

Diese Erlebnisse und Erfahrungen sind ungefähr das, was in der typischen Kleinfamilie, der „Vater-Mutter-Kind“-Situation zu lernen ist. Dabei gibt es wichtige Abweichungen und Unterschiede. Aber das Grundmuster gilt in unserer Gesellschaft wohl noch als Regel. Wie schon erwähnt, sind einige wichtige Elemente dieses Grundmusters auch schon in den Jahrhunderten vor dem Kapitalismus festzustellen gewesen. Aber immer waren es die gesellschaftlichen Gründe, die das Zusammenleben der Menschen bestimmten.

111.2. Die Unterwerfung der Frau (der "Feminine Masochismus")

1. Was ist gemeint?

Die Erklärung der Mädchen-Entwicklung aus dem Triebchicksal ist noch komplizierter als der „einfache Ödipus-Komplex“. Das Mädchen hat (nach Freud und anderen Analytikern) zunächst dieselben Wünsche wie der Knabe: Die Mutter besitzen und den Vater beseitigen. Dann merkt es aber, daß es die Mutter im entscheidenden Sinne, nämlich sexuell, gar nicht besitzen kann, weil ihm der Penis fehlt. Diesen Mangel erlebt es als Katastrophe. Es denkt, den Penis habe es durch irgendetwas schon verloren. So, wie jeder Knabe nach Freud von der Kastrationsangst bedroht ist, so hat jedes Mädchen mit der Tatsache fertig zu werden, daß es schon kastriert ist. Das Erlebnis dieses Mangels ist der berühmte Penis-Neid. Wenn das Mädchen dann herausbekommt, daß die Mutter keinen Penis hat, macht es die Mutter für seine eigene „Kastriertheit“ verantwortlich. Nun haßt es die Mutter und möchte sich mit dem identifizieren, der sie unterwirft; dem Vater. Das geht aber eben wieder nicht, weil der Penis fehlt. Der einzige Weg ist, zu wünschen, daß es vom Vater angenommen (genommen — vergewaltigt) wird. Dann bekommt es auch einen Ersatz für den Penis: das Kind.

2. Meine Zweifel

Welchen Grund soll das Mädchen haben, den Penis „von Natur aus“ für wünschenswert zu halten? Woher stammen seine Informationen über den Zusammenhang von Sexualität und Kinderkriegen? Wenn all das nicht überzeugend beantwortet werden kann, dann hängt auch der merkwürdige Unterschied in der Luft: Knaben und Mädchen unterwerfen sich dem allmächtigen Vater; er, um so zu sein wie der Vater; sie, um von ihm „genommen“ zu werden. Dieser Unterschied soll automatisch aus der Erfahrung: „Schwanz — kein Schwanz“ entstehen?

Mich haben die Symbole der Psychoanalyse immer sehr fasziniert. Und wenn Helene Deutsch darauf hinweist, daß Entjungferung (oder evtl. Vergewaltigung), Regelblutung und Kinderkriegen alles mit Blut im Bereich der Sexualorgane zusammenhän-

gen, wenn sie von daher die Parallele zur Kastration zieht, dann ist das zunächst sehr überraschend und eindrucksvoll. Dennoch möchte ich inzwischen bestreiten, daß dieser Zusammenhang eine sinnvolle Erklärung für das Erleben fünfjähriger Mädchen darstellt.

3. Vernünftige Erfahrungen

Ich kann mich hier direkt auf das beziehen, was im 2. Kapitel zur Rolle der Frau gesagt wurde. In diesem Abschnitt hier geht es ja nur noch zusätzlich darum, diese Erfahrungen der weiblichen Entwicklung mit den Freud'schen Symbolen in Zusammenhang zu bringen. Dafür muß ich einige Gedanken kurz wiederholen:

Der Vater ist viel mächtiger als die Mutter. Jungen dürfen viel mehr als ich, bloß weil ich ein Mädchen bin. Wie war das neulich: „Du bist ja **nur** Mädchen“. Diese doofe Mutter läßt sich auch alles gefallen. Ich soll später eine Frau werden, dann muß ich mir auch alles gefallen lassen. Jungens haben es überhaupt viel besser. Woran liegt das? Woran liegt das? Ich höre immer nur, das ist eben so und das muß so sein. — Aber woran liegt das?

Bis hierher scheint mir alles klar. Ich glaube, daß die meisten Mädchen ungefähr diese Erfahrungen machen. Gewiß nicht alle, und immer mit bestimmten Unterschieden, aber die Regel ist es wohl. Auch wenn das Verhältnis der Eltern einigermaßen gleichberechtigt ist, bleibt die Wahrnehmung von Sprüchen, von Märchen, aus Familien anderer Kinder und aus dem, was auf der Straße von den Kindern gesagt wird. Jedenfalls wird das Mädchen wohl anfangen, nach Gründen für den Unterschied zu suchen. Und da niemand mit ihm offen darüber spricht, wird es die Unterschiede wahrscheinlich am ehesten in den Bereichen suchen, um die irgendwie Geheimnisse gemacht werden, um die herumgeredet wird. (Ausweichen auf Kinderfragen; Verbot, mit den Geschlechtsteilen zu spielen,...) Sobald das kleine Mädchen unter diesen Umständen den Unterschied zwischen Schwanz-haben und keinen-Schwanz-haben feststellt, wird es oft glauben, den Schlüssel für das Geheimnis seiner schlechteren Stellung gefunden zu haben. Wenn dann der Junge, bei dem es den Schwanz sieht, damit noch angibt, ist die Bestätigung kbmplett.

Nun ist diese schwächere Stellung der Mutter gewiß nicht anziehend. Wenn dem Mädchen gesagt wird, diese schwächere Stellung müsse es gut finden und als Vorbild annehmen, dann wird es sich dagegen wehren. (Die Probleme verschärfen sich für das Mädchen dadurch, daß ihm immer wieder erzählt wird, es selbst fände das schön. Diese Verwirrung der eigenen Gefühle sind eine zusätzliche Belastung. Soll es seinem Gefühl trauen, dann lügen die Eltern. Oder soll es fühlen, was ihm die Eltern sagen, dann verwirrt sich das eigene Gefühl. Beispiel für diese Verwirrung ist die felsenfeste Behauptung der Eltern, es möchte besonders gern mit Puppen spielen, oder: es sei schon eine richtige kleine Hausfrau, usw...)

Wenn das Mädchen aber nun eigentlich die Rolle der Mutter ablehnt, wird es auf die Mutter zwangsläufig ebenfalls böse sein. Es will so ein Vorbild nicht (während es andererseits die Liebe zur Mutter ebenfalls hat, was die Situation ambivalent, also zwiespältig und damit noch schlimmer macht!).

Andererseits bekommt es immer wieder zu spüren, wie aussichtslos sein Widerstand ist. Von allen Seiten lemt es, wo sein Platz in der Gesellschaft ist. Für viele Mädchen wiederholt sich die Auflehnung noch einmal in der Pubertät. Mit allen Mitteln wird

versucht, der Frauenrolle zu entgehen. Ein besonders krasses Beispiel ist die Mager-sucht. Es ißt fast gar nichts mehr, damit sich der Körper nicht zum Frauenkörper entwickeln kann. Gerade dieses Beispiel zeigt wieder, wie wichtig die körperliche, die sexuelle Seite des Problems ist: Um nicht die unterprivilegierte Rolle der Frau übernehmen zu müssen, soll der Körper nicht auf die Geschlechtsrolle vorbereitet werden. (Häufigere, allgemeinere Beispiele sind Angst vor der Entwicklung der Brust und Ekel vor der Menarche, also der ersten Monatsregel.)

Schließlich setzt an diesen Erfahrungen dann — schon im Kleinkindalter — das Gefühl der Hilflosigkeit an, das Gefühl der Ausweglosigkeit. Irgendwie wird die schwächere Stellung, die Frauenrolle, einerseits weiter bekämpft, andererseits aber akzeptiert. (Darauf bin ich im 2. Kapitel bei dem Thema Unterwerfung schon eingegangen. Die Erkenntnis dieser Bereitschaft entstammt der Psychoanalyse.) Es entsteht der Wunsch nach Unterwerfung, um wenigstens in dieser Unterwerfung akzeptiert zu sein. Dieser Wunsch ist die Folge aus der Erfahrung, daß der Widerstand gegen die Rollenerwartung aussichtslos ist. Im ganzen weiteren Leben wird diese Einstellung immer wieder bekräftigt. Wie das geschieht, ist schon ein paarmal erwähnt: Verhalten der Männer, Verhalten der Mutter und aller anderen Frauen, Werbung, Märchen, Fernsehen, Romane, usw...

4. Was bleibt übrig?

Die Unterwerfungsbereitschaft der Frau („Femininer Masochismus“) ist eine Antwort auf die ständige Unterdrückung, auf das ständige Erleben der Schwächeren Stellung, der geringeren Rechte und Möglichkeiten. Der „Penisneid“ ist nichts als nur diese Erfahrung: Jungen dürfen mehr, sind besser dran, „sind mehr“. Ich halte es für völlig ausreichend, diese Erfahrung der gesellschaftlichen Unterdrückung als Erklärung zu nehmen. Es kann sogar falsch und gefährlich sein, wenn wir uns von dieser vernünftigen Erklärung ableiten lassen durch irgendeine mysteriöse Eigengesetzlichkeit der Triebe.

11.3. Weitere Begriffe aus der Psychoanalyse

Ich hatte, als ich diesen Aufsatz entwarf, noch andere Begriffe von Freud analysieren wollen. Aber zum einen fehlt mir die Zeit, zum anderen würden damit auch verwirrend viele verschiedene Themen zusammengebracht. Die Betrachtung von „Ödipus-Komplex“ und „Femininem Masochismus“ war eine nötige Ergänzung zu dem, was wir schon bei der Exitenzangst als besonders wichtig gesehen hatten: Der Geschlechtsrolle.

Ich werde die Arbeit an diesen und weiteren Begriffen fortsetzen. Andere werden es sicher auch tun. Gewiß lassen sich auch Freuds Stufen der Triebentwicklung ganz sinnvoll aus sozialen Erfahrungen herleiten. So scheint mir das „orale Bedürfnis“ — also das Saugen, Lutschen usw., das Freud auf die Phase der Brusternährung zurückführt, oft zugleich ein Symbol für Suche nach Wärme, Geborgenheit, Zärtlichkeit, Sattsein darzustellen. Teilweise wird das in der analytischen Theorie auch gesagt. Nur versucht man dort, diese sozialen Erfahrungen aus dem Trieb herzuleiten. Das scheint mir genau der verdrehte Weg zu sein, die Umkehrung eines sehr vernünftigen Erfahrungs-Zusammenhanges.

IV. Erfahrung und Politik

Das Ernstnehmen der eigenen Situation, der eigenen Gefühle, also der eigenen Erfahrung war von mir ganz am Anfang des Aufsatzes als politische Zielbestimmung benannt worden. Ich glaube auch, daß schon bisher an einigen Stellen deutlich wurde, wie viel das hier besprochene mit Politik zu tun hat. Dennoch erscheint das unbefriedigend. Politik ist ja vor allem veränderndes Handeln. Es ist also zu fragen, ob das hier besprochene irgend etwas mit meinem Handeln zu tun hat.

IV.1. Die Erfahrung der Angst und politisches Handeln

Unsere Gesellschaft treibt uns in äußerste Unsicherheit. Wir fühlen uns bedroht und gefährdet. Daraus entsteht das Gefühl der Angst als Signal für die Unmöglichkeit, die Unerträglichkeit unserer Lage. Das ist eigentlich die Formel, auf die sich alle Erfahrungen, über die in diesem Aufsatz gesprochen wurde, bringen lassen. Insofern ist die Angst etwas sehr vernünftiges und sinnvolles. Sie erinnert uns ständig an die Unerträglichkeit, sie verhindert, daß wir uns damit abfinden. Aber vielleicht möchte ich die unangenehme Angst doch ausschalten? Dazu müßte ich meine Augen verschließen, mich betäuben, meine Gedanken ausschalten. Ich dürfte weder die Gesellschaft noch mich selbst, meine Situation mehr sehen. Diese Flucht ist unmöglich, aber sie wird immer wieder versucht. Vielleicht hat jeder von uns seine Tricks, mit denen er vor der Angst davonläuft. Bei Alkohol und Drogen ist die Sache klar. (Ich meine allerdings nur diejenigen, die so auf dem Zeug hängen, daß sie abhängig sind. Gelegentlich einen ansaufen oder einen Joint durchziehen, schadet natürlich nichts.) Sicher gibt es aber auch viele versteckte Fluchtwege. Ich kann mich in eine Arbeit, eine Sache, ein Hobby oder auch Politik so reinwühlen, daß ich gar nicht mehr über mich nachdenken kann. Ich kann sogar in eine Liebesbeziehung hineinflüchten („Mag in der großen Welt auch noch so viel gescheh'n, wir wollen niemals auseinanderge'n."). Flucht ist alles, was mir hilft, meine Augen zu verschließen und die Bedrohung, die Probleme, meine eigene Situation nicht mehr zu sehen. Also: Wenn ich nicht blind sein will, muß ich mich der Angst stellen. Blind darf ich aber keinesfalls sein, wenn ich etwas verändern möchte, wenn ich politisch handeln will. Nun ist aber Angst genau das, was mich lähmt, was mich am Handeln hindert, was mich auf die Flucht treiben will. Der Widerspruch ist offensichtlich: Ich muß mich der Angst stellen, um politisch (oder überhaupt-verändernd) Handeln zu können. Andererseits hindert mich die Angst am Handeln. Es geht mir also darum, erstmal meine Erlebnisse, meine Erfahrung von mir selbst ernst zu nehmen, aber zugleich aus diesem Ernstnehmen eine Möglichkeit zum Handeln zu finden.

Ein Weg, den ich nicht für sinnvoll halte, oder der zumindest langfristig nicht genügt, ist das einfache Abreagieren. Ich habe mich vor fielen Jahren einmal prima gefühlt: Es war eine Blockade-Demonstration, wir wurden mit Wasserwerfern auseinander-geschossen, rannten wie die Hasen. Und dann kamen wir an einigen Fenstern vorbei, die genau dem Gegner, dem Ziel unserer Demonstration gehörten. Ich hatte eine Flasche in der Hand. Der erste Schlag war zu zaghaft. Aber dann — zack! Klirr! Duft! Was bringt's? Die Angst wird dadurch langfristig nicht kleiner, und für die Politik bringt es eh nix. Ich habe einige Bekannte, die ihre Angst dadurch totzuschlagen versuchen, daß sie immer besonders motzig und aggressiv auftreten. Ich mag

die Typen nicht besonders. Viele von ihnen kommen mir außerdem ziemlich dogmatisch und stur vor.

Ich habe für das Problem keine Patentlösung. Ich bin auch sehr skeptisch gegen Patentlösungen. Ich habe ein paar Ideen dazu, und die möchte ich darstellen. Dazu muß ich aber vorher auf einige weitere Gedanken zu dem Thema eingehen.

IV. 2. Die Angst, allein zu sein

Über diese Angst und ihren Hintergrund habe ich schon einiges gesagt: Die Erfahrung der Entfremdung, die Gefahr der Ablehnung, der Wunsch nach Anerkannt-Sein. Daraus ergibt sich die große Bedeutung, die jede festere Gruppe für mich hat. Je stärker ich mich an eine Gruppe binde, desto mehr bekomme ich in ihr dies Gefühl, dazuzugehören. Zugleich werde ich von ihr immer stärker abhängig, weil meine anderen Kontakte allmählich verarmen (keine Zeit!). Linke Gruppen sind oft schon deswegen für ihre Mitglieder so wichtig, weil sie sehr viel Zeit und Engagement verlangen, also sehr viel Zugehörigkeit vermitteln. Aber sie sind noch aus einem anderen Grunde wichtig: Sie befassen sich ja genau mit der Gesellschaft, in der ich bin, in der ich mich beschissen fühle. Sie befassen sich also eigentlich genau mit meiner Angst, mit meinem Problem. Ja, denkste! Leider sind die Genossen, ich selbst auch, Kinder dieser Gesellschaft. Und wie tief all die miesen und üblen Verhaltensweisen in uns drinstecken, darüber habe ich ja schon weiter oben gesprochen. Weiter oben habe ich gesagt, daß jeder versucht, möglichst gut als Partner anerkannt zu sein. Diese Anerkennung nannte ich „kommunikativer Marktwert“, um anzudeuten, daß dabei ganz stark Konkurrenz- und Entfremdungserfahrungen ins Spiel kommen. Diese Konkurrenz, dieser Kampf um Anerkennung, spielt sich in linken Gruppen ziemlich schlimm ab. Da gibt es die Obergenossen, und die, die immer nur still dasitzen. Nur keine Schwäche zeigen. Wenn ich etwas nicht verstanden habe, nur nicht fragen — die anderen würden mich sonst für dumm halten. Wieviel Hass entsteht bei Fraktions- und Richtungskämpfen! Klar, die „Abweichler“ erkennen mich ja nicht mehr als bedeutsam an. Dingsbums möge sie vernichten!

Viele Genossen sehen all das und leiden darunter. Ich selbst kenne diese Belastung aus der eigenen politischen Arbeit sehr gut. Und dann entsteht ein Widerspruch: Auf der einen Seite erkenne ich, wie schief das alles läuft. Und ich sehe, daß wir genauso blöd miteinander umgehen, wie irgendwelche Reaktionäre. Dann habe ich das Gefühl, so kann das ja gar nichts mehr bringen. Ich möchte raus. Andererseits bedeutet die Gruppe ungeheuer viel. In der Gruppe dazugehören, akzeptiert sein, ist sehr wichtig für mich. Ich habe ja kaum noch andere Freunde, meine ganze Freizeit geht fast völlig für die Gruppe, für die politische Arbeit drauf. Die meisten unterwerfen sich dann. Wenn es einer nicht tut, heißt es: „Der ist ausgeflippt! der hat sich ins Privatleben zurückgezogen“. Und jeder, der eigene Zweifel hat, spottet mit. Kein Wunder, daß er nachher erst recht nicht wagt, rauszugehen. (Ich flippe doch nicht aus, ich zieh mich doch nichts ins Privatleben zurück...)

Je stärker ich mich nach innen anklammere, desto schwerer fällt mir der Kontakt nach außen. Die Zeitschriften linker Gruppen entwickeln eine eigene Sprache. Die ist weder genau, noch plastisch. Sie ist weder proletarisch, noch intellektuell, aber

erst recht nicht normal. Ja, schön finde ich sie übrigens auch nicht, und sie kommt beim „Volk“ auch schlecht an. Erstaunlicherweise kommen zu Vollversammlungen, Teach-ins und ähnlichen immer noch manchmal Interessierte, die noch keiner Gruppe angehören. Die Erleben dann mit ungläubigem Staunen, um was für einen Quatsch sich die Linken streiten. Keiner der Uneingeweihten versteht, worum es geht. Das einzige, was da zu lernen ist, ist der Eindruck, daß es den linken Gruppen mehr um den Krach mit dem Nachbarn als um das Thema der Versammlung geht.

IV.3. Das Gefühl für Unrecht

„Verzweifelnd, wenn da nur Unrecht war, und keine Empörung“, sagt Brecht in seinem Gedicht „An die Nachgeborenen“. Das Gespür für Unrecht ist vielleicht das wichtigste Gegenmittel gegen jede Form von Borniertheit. Und mir ist wichtig, daß ich in diesem Gefühl erst einmal ehrlich bin. Genauer gesagt: Ich möchte ehrlich sein und erlebe, daß ich es nicht ganz bin. Ich habe, glaube ich, ein ziemlich empfindliches Gefühl für alles, was in unserem Gesellschaftssystem an Gewalt und Unterdrückung geschieht. Ob das Polizeiterror oder Elend der Dritten Welt ist. Ich erlebe, daß ich nicht nur „dagegen“ bin, sondern ich bin stark gefühlsmäßig betroffen. Aber erst vor einigen Wochen wurde ich in einem Gespräch“) darauf gestoßen, daß ich bei anderen Beispielen ganz automatisch, und ohne es zu merken, diese Gefühle teilweise unterdrücke, sobald es um Länder geht, die den Kapitalismus überwunden haben. Obwohl mich auch die Behandlung der Opposition in der UdSSR oder die Schießereien an der Westgrenze der DDR aufregen, suche ich im selben Moment auch schon Entschuldigungen, die mein Gefühl gar nicht erst richtig hochkommen lassen. Dann ist gewiß eines richtig: Natürlich müssen wir die Schwierigkeiten sehen, die diese vom Kapitalismus ständig bedrohten Länder haben. Natürlich dürfen wir die Probleme der Übergangsgesellschaft nicht vergessen, und natürlich ist es leichter, zu kritisieren als zu verändern. Es geht also keinesfalls darum, jetzt die sachliche Analyse der Bedingungen zu vergessen. Nur sollten wir zur Überprüfung unserer Ehrlichkeit, vor allem der Ehrlichkeit uns selbst gegenüber, bereit sein, auf unsere Gefühle zu achten.

Ich glaube, daß das wichtig ist. Am positiven Beispiel wird das wohl noch deutlicher. Die Freude über jeden Sieg einer Befreiungsbewegung, über jeden Rückschlag der Unterdrücker, diese Freude gehört auch zu meinem politischen Engagement. Ohne diese Freude könnte ich wahrscheinlich meine Hoffnung nicht ernst nehmen, daß sich etwas verändern läßt. Und ohne diese Hoffnung könnte ich nicht nach hundert Entmutigungen immer neu nach Wegen suchen.

IV.4. Übereinstimmung mit mir selbst

Manche — meist junge — Lehrer versuchen, die Schüler „links“ zu erziehen. Sie nehmen linke Texte, kritische Themen. Wenn die Schüler nicht sogleich darauf anspringen, ist der „linke“ Lehrer gekränkt.

Aber was lernen die Schüler dabei wirklich?

Sie lernen: Um bei Lehrer X gut angeschrieben zu sein, muß ich auf die Reichen schimpfen. Für den Hinweis auf soziale Zusammenhänge gibt es eine gute Note.

Das heißt, sie sprechen über Befreiung, aber das Thema selbst unterdrückt sie genauso, wie jedes andere Schulthema. Mit ihnen selbst hat es nichts zu tun. Und dadurch, daß sie die linken Themen als Pauk-Stoff kennenlernen, werden ihnen die Themen selbst vermiest. Noch schlimmer wird es, wenn die „linken“ Lehrer autoritär sind. Leider ist das gar nicht so selten. Dann werden gerade die Schüler, die ein gesundes Gespür für Unterdrückung haben (also die eigentlich linken), den Lehrer angreifen und damit „seine“ Themen erst recht ablehnen. Noch häufiger versuchen die Lehrer, mit Tricks dahin zu kommen, wo sie die Klasse hinhaben wollen. Das führt wohl zu einem ähnlichen Ergebnis. Haltet die Schüler doch nicht blödl! Die merken genau, daß ihnen nur scheinbare Freiheit in Themenwahl und Methoden geboten wurde. Nämlich die Freiheit, das zu tun, was der Lehrer von Anfang an geplant hat. Und so, wie sie ihn erleben, nämlich pseudo-freiheitlich, so kommen die Themen an: als Trick.

Vielleicht hängt mit diesen Erfahrungen zusammen, daß unter den heutigen Schülern es teilweise „schick“ wird, rechts zu sein. Ich weiß es nicht, könnte es mir aber denken. Weswegen habe ich auf einmal dieses Beispiel eingeführt? Ich wollte zeigen, daß es zwar gewiß auch wichtig ist, was ich sage, aber noch viel wichtiger, wie ich es sage. Ich kann nicht dem Arbeiter erzählen, ich kämpfe für seine Befreiung, und ihn gleichzeitig nicht zu Wort kommen lassen. Ich kann nicht sagen, ich kämpfe für Menschlichkeit, und meine persönlichen Bedürfnisse, meine Freundschaften vergessen und abtöten. Ich halte jede Politik, in der die Aktiven sich über ihre eigene Situation hinweg-lügen, für pseudo-links, für verlogen. Ich meine, daß dabei immer nur verkrampte, dogmatische Arbeit herauskommen kann. Denn wenn ich meine Gefühle und Bedürfnisse verleugne, dann bin ich verkrampt. Im vorigen Absatz sprach ich von den üblen, unterdrückenden Umgangsformen in vielen linken Gruppen. (Konkurrenz, Ehrgeiz, Totreden...) Als Trost für meine unterdrückten Wünsche nach echter Freundschaft, nach Akzeptiert-Sein, nach Anerkennung meiner Gefühle sind mir diese Formen des Kampfes um Ansehen und Respekt sehr verständlich. Besser werden sie davon nicht. Nicht jedes meiner Gefühle ist o. k.; es kann durchaus „falsche“ Gefühle — etwa aus Vorurteilen, oder aus einer Angst, die ich mir nicht eingestehe — geben. Die will ich dann auch keineswegs unkritisch so sein lassen. Aber erstmal ist wichtig, daß ich sie habe. Erst wenn ich das zugebe, kann ich an ihnen arbeiten, mich selbst verändern, erziehen. Zu anderen kann ich nur so ehrlich sein, wie ich zu mir selbst bin. Und Vertrauen setzt Ehrlichkeit voraus.

Ich beginne gerade, in einem anderen Buch zu beschreiben, wie ich lernte, meine Gefühle zu beachten, sie kennenzulernen. Mir helfen dabei einige wichtige Fragen weiter:

Wie fühle ich mich im Moment? Möchte ich hier sein oder abhauen? Habe ich Angst? Wo sitzt sie? (Bei mir meist in der „Magengegend“). Wovor habe ich im Moment Angst? Sage ich das jetzt, weil es mir wichtig ist, oder will ich einen guten Eindruck machen? Warum bin ich sauer auf X? Aber — noch wichtiger — warum kann ich ihm nicht sagen, daß ich sauer bin?

IV.5. Solidarität

Das Wort ist so sehr zum Schlagwort geworden, zur verlogenen Phrase, daß ich

manchmal Mühe habe, es noch zu benutzen. Dabei sagt mir dieses Wort ungeheuer viel. Es sagt für mich, daß Kopf und Gefühl übereinstimmend sagen: Du und ich, wir gehören zusammen. Wir haben dasselbe Ziel, dasselbe Hoffen. Ich werde Dich verteidigen, so gut ich kann, und ich vertraue Dir, daß Du mich genauso verteidigst. Ich weiß, daß ich Dir nicht schaden will, und daß meine Kritik an Dir uns beiden helfen soll. Und ich vertraue darauf, daß Du genauso denkst und fühlst.

All dies, nicht weniger, ist für mich echte Solidarität. Diese Übereinstimmung von Gefühl und Verstand setzt einiges voraus: Ich kann mich in Deine Lage hineinversetzen. Ich kann Deine Unterdrückung mitspüren. Ich bin also empfindlich für Unterdrückung. Ich kann aber auch Deine Hoffnung und Deine Freude mit Dir teilen. Und ich kann meine Hoffnung mit Dir teilen, also Dir mit-teilen.

Dazu gehört sicherlich, daß ich meine eigenen Gefühle wichtig nehme, daß ich ehrlich zu mir selbst bin.

Wenn wir davon ein bißchen zwischen uns verwirklichen, dann glaube ich, können wir besser für die große Veränderung kämpfen. Gewiß ist die wirkliche Freiheit in unserer Gesellschaft unmöglich. Aber Solidarität, wo wie ich sie hier geschildert habe, ist ein lebendiges Stück Zukunft.

Wenn ich meine Angst und die Entfremdung in mir, auch die Entfremdung zwischen uns wirklich spüre und ernst nehme, dann habe ich Bedürfnis genug, ein wenig von dieser Zukunft schon zu schaffen. Dann kann ich nicht warten, bis die große Veränderung klappt. (Außerdem: wenn wir nicht bei uns anfangen mit dem Verändern, klappt die sowieso nicht.)

¹¹ Ich will hier nur Bücher erwähnen, die sich unter dem Emanzipationsgesichtspunkt mit der Psychoanalyse auseinandersetzen.

Gut lesbar: H. E. Richter: Die Gruppe (Rowohlt-Paperback, 1972)

Ähnliche Fragen tauchen auch in seinen anderen Büchern: „Patient Familie“, „Eltern, Kinder, Neurose“ auf. Das „Lernziel Solidarität“ befaßt sich weniger, mit dieser Auseinandersetzung, ist aber unter anderen Gesichtspunkten äußerst wichtig.

Die anderen Bücher von Dieter Duhm brauche ich hier nicht nochmal aufzuführen.

Teilweise gut lesbar, in der Materialmenge gut, in den Schlußfolgerungen teilweise oberflächlich und arrogant: Michael Schneider: „Neurose und Klassenkampf“ (Rowohlt, „das neue buch“ Nr. 26, 1973)

Wichtig, aber schwer verständlich für Laien:

„Das Elend der Psyche“ Kursbuch 28 und 29, 1972

„Psychoanalyse als Sozialwissenschaft“ (edition suhrkamp Nr. 454)

Durchweg wichtig, aber durchweg sehr schwer lesbar sind die Bücher von Alfred Lorenzer.

Besonders: „Versuch einer materialistischen Sozialisationstheorie“ (Reihe: Suhrkamp Theorie)

2) Dieser Gedanke besonders ausführlich bei Lorenzer: „Versuch einer materialistischen Sozialisations-theorie“ s. o.

3) Zu diesem Themenbereich finden sich viele wichtige Hinweise in den Büchern von Erving Goffman. Da er zunächst mal versucht, bestimmte Erscheinungen zu beschreiben und auf den Begriff zu bringen, die bisher nicht beachtet wurden, wirken seine Bücher unkritisch. Aber die Sachen, die er bringt, sind schon wichtig. Besonders brauchbar: Erving Goffman: Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation (Reihe: Suhrkamp Theorie)

4) Wolfgang Schmidbauer: Psychotherapie, ihr Weg von der Magie zur Wissenschaft (Nymphenburger Verlagshandlung, 1971), S. 24 — 26

5) David Riesman: Die Einsame Masse (rde). Riesman ist wohl als bürgerlicher Soziologe zu bezeichnen. Dennoch sind die von ihm erfaßten Tatsachen lesenswert, obwohl er keinen befriedigenden Erklärungsansatz bietet.

6) Eine der schönsten und bekanntesten Passagen findet sich in Karl Marx: Ökonomisch-philosophische Manuskripte aus dem Jahre 1844". Dort findet sich das folgende Zitat: „Setze den **Menschen** als **Menschen** und sein Verhältnis zur Welt als ein menschliches voraus, so kannst du Liebe nur gegen Liebe austauschen, Vertrauen nur gegen Vertrauen etc. Wenn du die Kunst genießen willst, mußt du ein künstlerisch gebildeter Mensch sein; wenn du Einfluß auf andre Menschen ausüben willst, mußt du ein wirklich anregend und fördernd auf andere Menschen wirkender Mensch sein. Jedes deiner Verhältnisse zum Menschen — und zur Natur — muß eine **bestimmte**, dem Gegenstand deines Willens entsprechende **Äußerung** deines **wirklichen individuellen** Lebens sein. Wenn du liebst, ohne Gegenliebe hervorzurufen, d. h., wenn dein Lieben als Lieben nicht die Gegenliebe produziert, wenn du durch deine **Lebensäußerung** als liebender Mensch dich nicht zum **geliebten Menschen** machst, so ist deine Liebe ohnmächtig, ein Unglück.“ (Hervorhebungen im Original kursiv). (MEW, Ergänzungsband, 1. Teil, S. 567)

7) Auf diese Betrachtung bin ich in einem Gespräch mit Gerd Wartenberg von ihm gebracht worden. Allerdings scheint das letzte Marx-Zitat durchaus zu beweisen, daß der Ansatz für Marx nicht allzu fremd ist.

8) Einige Gedanken hierzu schon bei Engels: „Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates“. (MEW, Bd. 21, S. 25 —173)

Wilhelm Reich: „Der Einbruch der Sexualmoral“

Margaret Mead: „Jugend und Sexualität in primitiven Gesellschaften“, Bde 1— 3, (dtv, wissenschaftliche Reihe, Nr. 4032, 4033, 4034) Darin sind die wichtigsten Ergebnisse aus den sehr umfangreichen Forschungen von Mead komplett enthalten. Da sie überwiegend direkt ihre Beobachtungen schildert, sind die Werke sehr gut lesbar.

9) „Schülerladen Rote Freiheit“, (Fischerbücherei 1147)

10) Susan Griffin: „The Politics of Rape“ (repr. Buffalo, N.Y. 1971) Der Titel wäre sinngemäß zu übersetzen: „Politische Aspekte der Vergewaltigung“. Ich möchte den Absatz auf englisch und in eigener sinnge-mäßer Übersetzung bringen:

„Still, die male psyche persists in believing that, protestations and struggles to the contrary, deep inside her mysterious feminine soul, the female victim has wished for her own fate. A young woman who was raped by the husband of a friend said that days after the incident the man returned to her home, pounded on the door and screamed to her: **Jane, Jane, You loved it. You know you loved it.**“ (S. 2)

"Dennoch beharrt die männliche Psyche darauf zu glauben, ungeachtet allen Protestes und Kampfes, daß tief in ihrer unbegreiflichen weiblichen Seele das Opfer der Vergewaltigung selbst dies Schicksal gewünscht hat. Eine junge Frau, die von dem Ehemann einer Freundin vergewaltigt worden war, berichtet, wie Tage nach dem Vorfall der Mann wieder zu ihrem Haus kam, an die Tür hämmerte und schrie: „Jane, Jane, es war doch schön für Dich. Du weißt, daß es schön für Dich war“.

Außer den Veröffentlichungen der Frauengruppen, insbesondere der „Frauenzeitung“, möchte ich hier nur zwei neuere **Titel** erwähnen:

„Die Geschlechtsrolle“, hrsgg. v. Karl H.Bönner (nymphenburger Texte zur Wissenschaft 1973)

Kate Millet: Sexus und Herrschaft“, (dtv Nr. 973; 1974)

12) Vergl. Anm. 1 und 13

13) Morton Schatzmann: Die Angst vor dem Vater (Rowohlt, Paperback, 1974)

Es ist eine Einzelfall-Untersuchung zu einem Beispiel aus der Literatur. Ihm geht es darum, die „Verücktheit“ eines bestimmten Patienten aus ganz besonderen Kindheitserfahrungen zu erklären. Ich versuche hier mehr, die Begriffe generell auf ihren Erfahrungs-Hintergrund zu untersuchen. Darin liegt ein Unterschied. Im Übrigen ist klar, daß dies hier sehr im Versuchs-Stadium stecken bleiben muß.

14) Ein sehr langes und intensives Gespräch mit Peter Brandt; der hier folgende Gedanke ist im wesentlichen von ihm angeregt.